

Andrea Albrecht, Lutz Danneberg, Kristina Mateescu, Ralf Klausnitzer (Hg.), Internationale Wissenschaftskommunikation und Nationalsozialismus. Akademischer Austausch, Konferenzen und Reisen in Geistes- und Kulturwissenschaften 1933 bis 1945, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2022, 436 S., 22 Abb., ISBN 978-3-11-073730-1, EUR 102,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Jonathan Voges, Hannover

»Ich verkannte nicht, daß man damit manchmal zur Auslandspropaganda mißbraucht wurde, für die manchmal ein politisch Unbescholtener gerade recht sein konnte«. Vergleichsweise nüchtern schrieb der Philosoph Hans-Georg Gadamer in seinen Memoiren über seine wissenschaftliche Reisetätigkeit in den 1930er-Jahren. Mit dem »akademischen Tourismus« belegte er, ebenso wie viele andere der porträtierten Wissenschaftler und wenigen Wissenschaftlerinnen, die im vorzustellenden Sammelband vorkommen, eindrücklich, dass der Nationalsozialismus trotz aller lautstarken Bekenntnisse zur wissenschaftlichen Autarkie mit international inkompatibler »deutscher Physik«, »deutscher Biologie« etc. durchaus großes Interesse daran hatte, die eigenen Forschenden in die Welt hinauszuschicken.

Warum dies so war und welche Intentionen die Protagonistinnen und Protagonisten selbst mit diesen Reisen verbanden, untersuchen die Autorinnen und Autoren des Bandes anhand zahlreicher empirischer Tiefenbohrungen; neben disziplingeschichtlichen Arbeiten (insbesondere aus der Philosophie), sind das organisationsgeschichtliche Analysen und biografische Annäherungen. Im Grunde alle Beitragenden kommen dabei – vielleicht erwartungsgemäß, hier aber nochmals überzeugend auf Grundlage archivalischer Überlieferungen belegt – zu dem Schluss, dass das NS-Regime bestrebt war, Reputationsgewinne im Ausland zu erlangen beziehungsweise Gefährdungen des eigenen Ansehens (so zum Beispiel aufgrund der auch an Universitäten und Forschungseinrichtungen geltenden antisemitischen Bestimmungen) proaktiv wie reaktiv durch die Entsendung der eigenen Wissenschaftselite zu begegnen.

Der spannende Punkt in den Aufsätzen ist, dass es gerade deshalb nicht vorrangig die ohnehin überzeugten Nationalsozialisten waren, die das Reichserziehungsministerium, das Auswärtige Amt, das Reichspropagandaministerium oder andere Stellen, die sich in der üblichen nationalsozialistischen Polykratie dazu berufen fühlten, wissenschaftliche Kontakte zum Ausland zu pflegen, entsandten, sondern eben genau jene Forscherpersönlichkeiten vom Schlage eines Gadamer. Diese, so belegen zahlreiche



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Aufsätze eindrucklich, bewiesen scheinbar in den Gastländern qua ihrer Person, des auf Grundlage ihrer wissenschaftlichen Arbeiten erworbenen Renommées und ihrer vor 1933 begonnenen internationalen Vernetzung, dass die Umwälzungen des Nationalsozialismus so gravierend nicht gewesen sein könnten. Vielmehr würde sich unter dem Nationalsozialismus das Deutsche Reich weiterhin als zivilisierter Kulturstaat mit Hochachtung für Forschung und Wissenschaft und Interesse an der internationalen Einbettung bzw. – im Duktus der Zeit – an der »zwischenstaatlichen Verständigung« verstehen.

Die Autorinnen und Autoren werten jedoch nicht nur das Schriftgut der Behörden aus, sondern auch die Quellen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst – mit (auch das sicher erwartungsgemäß) zum Großteil betrüblichen Befunden. Wohl wissend, dass es der NS-Staat war, der die notwendigen Ressourcen wissenschaftlichen Arbeitens bereitstellte (auf Mitchell G. Ashs Beschreibung von Wissenschaft und Politik als »Ressourcen füreinander« berufen sich zahlreiche der versammelten Aufsätze), biederten sich selbst gestandene Ordinarien bei den Behörden an, waren geradezu pennälerhaft beflissen darin, auf die eigenen Verdienste bei der Werbung für das »neue Deutschland« in Gesprächen mit ihren ausländischen Gesprächspartnern hinzuweisen, und empfahlen sich so für weitere Reisen und Vergünstigungen.

Dem Band gelingt es so durchaus überzeugend, beide »Ressourcen« (also Wissenschaft und Politik) in angemessener Weise zu berücksichtigen. Zuweilen entwickeln sich im Verlauf der Komplettlektüre sicher Redundanzen, weil sich die zu erzählenden Geschichten der vorgestellten wissenschaftlichen Reisen am Ende doch zu gleichen beginnen. Auch erscheint die fortlaufende Betonung, dass das nationalsozialistische Deutschland sich wissenschaftlich nicht abgekoppelt habe, zwar als unbedingt richtig, zugleich aber nicht als eine in der Wissenschaftsgeschichte derart neue Erkenntnis, dass sie noch derart prominent hervorgehoben werden müsste.

Gewichtiger sind aber vielleicht zwei Einwände, die mit der Konzeption des Bandes insgesamt zu tun haben: Zum einen die zeitliche Beschränkung auf die Jahre ab 1933. Einige Beiträgerinnen und Beiträger weisen darauf hin, dass es auch schon in der Weimarer Republik durchaus üblich war, dass reisende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Behörden über ihre Erfahrungen Bericht erstatteten. Auslandsreisen zum ideologischen Nulltarif hatte es also auch vor 1933 nicht gegeben. Ebenso fühlten sich auch schon vor 1933 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Auslandskontakten bemüht, ihr Vaterland in der Fremde zu verteidigen (dann allerdings noch vor allem in Bezug auf die Anschuldigungen im Zuge des Ersten Weltkrieges); auch darauf verweisen einige Beiträge sporadisch. Hier systematischer nach Kontinuitäten zu fragen, wäre ein sicher lohnenswertes Unterfangen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der zweite Kritikpunkt betrifft die Frage einer systematisierenden Klammer, mit deren Hilfe die Einzelbeiträge methodisch verbunden werden könnten. Ein Rekurs auf die Annahmen der Science-Diplomacy-Forschung, die kürzlich von Sönke Kunkel z. B. für die Geschichtswissenschaft operationalisiert worden ist (und die sich auch für diesen interdisziplinär ausgerichteten Sammelband eignen würde), böte sich an, um das, was die Beiträge beschreiben, analytisch zu fassen und die Befunde über die NS-Forschung hinaus fruchtbar zu machen. Dies wäre ein neuer innovativer Forschungskontext, in den sich die Beitragenden, die Herausgeberin und die Herausgeber des Bandes mit ihren konkreten Beispielen gut einschreiben könnten.¹

Trotz dieser Einwände liegt mit dem Band ein breites Panorama vor, dass deutlich macht, wie intensiv tatsächlich die Auslandskontakte in den untersuchten Wissenschaften waren, wie der genaue Ablauf dieser Kontaktpflege aussah und wie die Reisenden ihre Erfahrungen NS-konform aufbereiteten und so nur dem Selbstbild nach in der Rolle »politisch Unbescholtener« verblieben.

¹ Vgl. den von Sönke Kunkel herausgegebenen Themenschwerpunkt: Science Diplomacy, Knowledge, and Transnationalism in International Relations, 1890s–1980s, in: Journal of Contemporary History, 56/3, hier insb. ders., Science Diplomacy in the Twentieth Century: Introduction, S. 473–484, DOI: [10.1177/00220094211006762](https://doi.org/10.1177/00220094211006762).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Carolyn Amlinger, Oliver Nachtwey, Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus, Berlin (Suhrkamp) 2022, 478 S., ISBN 978-3-518-43071-2, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Werner Bühner, München

Sie zählen zu den ersten, die auf der Grundlage von Interviews eine Bewegung zu ergründen versuchten, die ziemlich lautstark und rücksichtslos ihr Recht auf individuelle Freiheit einklagt: Carolyn Amlinger, Literatursoziologin, und Oliver Nachtwey, Soziologe, beide an der Universität Basel beschäftigt, werteten unter anderem eine Online-Umfrage unter mehr als 1150 Personen aus und führten über 60 Interviews mit Menschen aus der »Querdenken«-Szene und mit zivilgesellschaftlich aktiven AfD-Anhängerinnen und -Anhängern. Ihre empirischen Befunde haben sie nun, zusammen mit theoretischen Reflexionen, zu einem beeindruckenden Buch verdichtet. Und sie haben ihrem Untersuchungsgegenstand auch einen Namen gegeben: »libertärer Autoritarismus«. Diesen begreifen sie als »Symptom einer verdinglichten Freiheitsidee, mit der die Einsicht in soziale Abhängigkeiten abgewehrt werden soll. Freiheit ist in dieser Sichtweise kein geteilter gesellschaftlicher Zustand, sondern ein individueller Besitzstand« (S. 173). Mit Hilfe dieses Begriffs wollen sie erklären, warum Menschen, die »sich selbst als aufgeklärt und liberal beschreiben und die nicht selten über eine umfassende Bildung verfügen« (S. 9), sich Bewegungen wie »Querdenken« angeschlossen haben.

Ohne dies explizit zu verdeutlichen, haben Amlinger und Nachtwey ihr Buch zweigeteilt: einem ersten, eher theoretisch angelegten Teil folgt ein zweiter mit drei Fallstudien. In fünf Kapiteln entfalten sie zunächst ihre Überlegungen zum Freiheitsbegriff und einer »Kritik der Freiheit«, einschließlich eines kurzen Durchgangs durch die »Freiheitsmodelle der ersten Generation der Kritischen Theorie« (S. 44) von Adorno und Horkheimer bis Marcuse und Fromm. Ausführlich würdigen sie in diesem Kontext die von Adorno und anderen Mitte der 1940er-Jahre betriebenen Forschungen zum »autoritären Charakter«. Danach geht es um die »Dialektik der Individualisierung« (S. 57) und die Unterscheidung zwischen negativer und positiver Freiheit. Im dritten Kapitel analysieren sie die »Zwickmühlen der Individualität in der sozialen und politischen Dynamik spätmoderner Gesellschaften« (S. 19), hervorgerufen durch widersprüchliche Prozesse von Modernisierung und Gegenmodernisierung. Im vierten Kapitel wird das Problem sozialer Kränkung diskutiert, das daraus resultiere, dass sich hinter dem »Anspruch der Selbstwirksamkeit« eine »schleichende Ahnung der Ohnmacht« verberge (S. 131). Aus Ohnmachtsempfinden erwachsende Gefühle wie »Wut, Ressentiment, Neid oder Groll« sind für Amlinger und Nachtwey jedoch »keinesfalls subjektive Seelenzustände, sondern ein soziales ›Beziehungsgefüge‹, das durch den ›Vergleichs- und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Relationszwang« der kapitalistischen Gesellschaft entzündet« werde (S. 153). Abschließend erläutern sie vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen nochmals den Begriff des »libertären Autoritarismus« und gehen insbesondere der Frage nach, wie erklärt werden könne, dass sich das »Ideal der Freiheit mit zutiefst illiberalen Ansichten und Praktiken« (S. 21) verbinde: »Das Versprechen uneingeschränkter Selbstentfaltung wird zur Kränkung, wenn es von der Gesellschaft nicht im erwünschten Sinn erfüllt wird« (S. 182).

Die Fallstudien des zweiten Teils machen aus zeithistorischer Sicht den besonderen Reiz des Buchs aus, werden dort doch zahlreiche neue empirische Befunde präsentiert. Im sechsten Kapitel wird demonstriert, wie prominente Intellektuelle in ein »regressives Fahrwasser« (S. 22) geraten können. Etablierte »Medienintellektuelle« verteidigten plötzlich »weniger die Freiheit, sondern die eigene Freiheit, auch weiterhin den Raum des Sagbaren festzulegen« (S. 219). Im siebten Kapitel stehen die Coronaproteste im Mittelpunkt. Mit den Freiheitsbeschränkungen mit dem Ziel der Eindämmung der Pandemie begannen auch die Proteste, deren Hotspot sich bald nach Stuttgart und in die dortige Initiative »Querdenken 711« verlagerte. In dieser Bewegung seien viele »disparate Ideologien und Strömungen« zusammengekommen mit einer sehr heterogenen Teilnehmerschaft, darunter »wohlsituierte Familien mit Kindern, altgewordene Hippies, Atomkraftgegnerinnen und Atomkraftgegner, Esoterikerinnen und Esoteriker und eben auch Rechte unterschiedlicher Couleur«. Ihr kleinster gemeinsamer Nenner: »Man bestreitet die Gefährlichkeit des Virus und damit die Verhältnismäßigkeit der Maßnahmen« (S. 253). Außerdem einte die Protestierenden das Gefühl, »dass etwas nicht stimmt«. Ihre »persönliche Intuition« brachten sie gegen die »abstrakten, individuell nicht verifizierbaren Wissenschaften in Stellung« (S. 262). Paradoxe Weise vertrauten sie gleichzeitig »alternativen Autoritäten« (S. 293) wie Daniele Ganser, Ken Jebsen oder Attila Hildmann – mit anderen Worten: »jeder könne Experte sein«, die »Demokratisierung des Wissens schlägt hier um in eine individuelle Anmaßung von Wissen« (S. 297). Abschließend analysieren die Autorin und der Autor den Typus des »regressiven Rebellen« als wohl »radikalste Ausprägung« (S. 25) des libertären Autoritarismus.

In ihrer kurzen Schlussbetrachtung betonen Amlinger und Nachtwey, dass sie diese neue Form des Autoritarismus keineswegs für ein temporäres Phänomen halten. Ganz ohne Hoffnung wollen sie ihre Leserinnen und Leser dennoch nicht zurücklassen. Wenn die Politik sich darauf besinne, Entscheidungen auf der Basis zuvor offengelegter Alternativen zu treffen, und auch den Mut zur Selbstkritik aufbringe, und wenn es überdies gelinge, ein »erneuertes Verständnis von Individualismus« (S. 353) zu entwickeln – dann könnten die aktuellen Probleme bewältigt werden. Zugegeben, keine geringe Aufgabe. Aber dieses sachlich und nüchtern argumentierende, kluge Buch hilft, die Probleme zu verstehen und nach Lösungen zu suchen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Birgit Aschmann, Monika Wienfort (Hg.), Zwischen Licht und Schatten. Das Kaiserreich (1871–1914) und seine neuen Kontroversen, Frankfurt a. M. (Campus Verlag) 2022, 399 S., ISBN 978-3-593-51508-3, EUR 32,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lise Galand, Paris

Issu d'un cycle de conférences organisé à l'université Humboldt de Berlin en 2021, cet ouvrage collectif a été publié dans le contexte des 150 ans de la création de l'Empire allemand. Conjuguée aux vifs débats ayant agité l'Allemagne ces dernières années sur le colonialisme allemand ainsi que sur les revendications d'indemnisation et de restitution de l'ancienne famille royale des Hohenzollern, cette période s'est accompagnée outre-Rhin d'un regain d'intérêt pour l'Empire, tant de la part des historiens que du grand public. Ce faisant, la controverse ayant opposé les spécialistes Hedwig Richter et Eckart Conze témoigne d'une frontière parfois poreuse entre les questions politiques et historiographiques: alors que l'interprétation positive que porte Hedwig Richter sur l'Empire allemand n'est pas sans lien avec la confiance qu'elle place dans l'avenir de la démocratie allemande, la lecture négative qu'en fait Eckart Conze tient à ce qu'il pointe l'existence d'un nouveau nationalisme qui constituerait selon lui une menace pour la démocratie allemande.

Si cet ouvrage collectif a pour arrière-plan ces controverses, son but n'est pas de poursuivre le débat politique. Il s'agit bien plus de profiter de ce regain d'intérêt pour mettre en évidence l'existence d'une réalité bien plus complexe que ne le laissent penser ces débats, ainsi que, plus généralement, ceux ayant longtemps agité l'historiographie sur le fameux Sonderweg allemand. À cette fin, les directrices de publication ont cherché à aborder une grande variété de thèmes. Si les quatorze contributions qui composent l'ouvrage sont agencées les unes à la suite des autres sans classement thématique apparent, une certaine logique se dégage: les premières sont consacrées essentiellement à des questions politiques ou ayant longtemps préoccupé l'historiographie, à l'exemple du militarisme ou de l'antisémitisme; les suivantes s'intéressent à des thématiques souvent plus récentes et originales, comme le mouvement des femmes ou l'urbanisme, et abordent surtout des thèmes économiques, sociaux et culturels.

Comme le laisse présager le titre de l'ouvrage, la principale ligne directrice est que l'Empire allemand présentait une ambivalence constitutive empêchant toute opposition schématique de type modernité/réaction. Par exemple, le militarisme était autant synonyme d'ordre et de discipline que d'engagement patriotique (Frank Becker); Bismarck était à la fois un grand homme d'État et une personne ridiculement haineuse (Robert Gerwarth); le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

processus de démocratisation fut marqué aussi bien par des phénomènes d'inclusion que d'exclusion (Hedwig Richter); les femmes continuèrent de se voir marginalisées en même temps qu'elles connurent les débuts de leur émancipation (Monika Wienfort); ou encore, la ville fut tant un lieu de modernité qu'un espace d'inégalités sociales et politiques (Thomas Mergel).

Un des grands apports de l'ouvrage est de proposer des facteurs d'explication à cette ambivalence. Outre la grande hétérogénéité parfois invoquée et les rapides changements que connut l'Empire, certaines contributions montrent que cette ambivalence tint essentiellement aux dynamiques produites par les nombreux conflits politiques, sociaux et culturels qui traversaient l'Empire allemand. Par exemple, selon une logique dialectique, les progrès technologiques et médicaux produisirent une volonté de dominer la nature, ce qui entraîna en réaction une vénération de cette dernière, comme le montre notamment le mouvement de la Lebensreform (Birgit Aschmann). De même, comme elle faisait intervenir un grand nombre d'acteurs (étatiques, politiques, économiques, sociaux, etc.), la politique sociale fut au centre de nombreuses luttes politiques qui donnèrent lieu à un équilibre dynamique entre des forces opposées. C'est ce qui explique notamment que, tout en ayant été pensé à l'origine comme un moyen de contrôler la classe ouvrière, le système de protection sociale contribua paradoxalement à renforcer l'influence de la social-démocratie (Sandrine Kott/Wilfried Rudloff).

D'autres contributions, moins nombreuses, montrent que cette ambivalence tenait entre autres d'un modèle d'organisation dans lequel le «haut» et le «bas» étaient étroitement imbriqués. Par exemple, Frank Becker parle d'un «militarisme synthétique» dans lequel les différentes couches de la société se seraient réunies avec la conviction de contribuer ensemble au fonctionnement d'un grand tout. Loin de raviver la thèse du Sonderweg, l'auteur n'impute nullement ce phénomène à un présumé esprit de sujétion, mais bien plus à un souci d'efficacité.

Ce faisant, de manière plus générale, l'ouvrage tend à montrer qu'il n'y avait pas de Sonderweg allemand, quel que soit le domaine concerné. Par exemple, pour ce qui est du processus démocratique, les avancées que connut l'Empire allemand furent certes souvent suivies de périodes de recul, mais cette dynamique s'observe également dans les autres pays de l'espace nord-atlantique (Hedwig Richter). De même, pour ce qui est de la violence coloniale, si cette dernière était bel et bien d'une intensité particulière en Allemagne, elle s'inscrivait plus largement dans un contexte de pratiques européennes (Ulrike Lindner).

À rebours de toute lecture téléologique, certains auteurs mettent aussi en évidence que la Première Guerre mondiale et le nazisme n'étaient aucunement inscrits en germe dans l'Empire allemand. Ainsi, il apparaît que les grands industriels de l'époque n'avaient aucun intérêt à la guerre dans la mesure où celle-ci ne ferait que détruire ce qu'ils s'étaient employés à construire pendant de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

longues années (Werner Plumpe). Par ailleurs, si l'antisémitisme était bien présent, il était loin d'être répandu dans la société entière et s'accompagna d'une violence bien moindre que dans d'autres pays (Christoph Nonn). Enfin, comme le soulignent plusieurs auteurs, en raison même de l'ambivalence de l'Empire, il y eut des continuités tant avec l'Allemagne nazie qu'avec la République fédérale, de sorte que rien ne permet de penser que l'Empire devait nécessairement mener au nazisme. Par exemple, la »révolution bactériologique« qu'il connut au tournant du siècle s'accompagna d'une apologie de la »pureté« et d'une lutte contre les »parasites« qui préparèrent sans aucun doute le terrain à la politique d'anéantissement nazie. En même temps, la République fédérale porte en elle des composantes importantes de cette modernité médicale, comme le montrent notamment la continuité institutionnelle de l'Institut Robert-Koch, fondé en 1891, et l'importance de ce dernier dans l'Allemagne actuelle (Birgit Aschmann).

Par la variété des thèmes et des approches ainsi que par la grande rigueur scientifique des contributions, cet ouvrage constitue une synthèse foisonnante offrant un état actualisé et approfondi de la recherche. Son plus grand mérite est d'offrir un portrait différencié tout en nuances, résistant à tout jugement idéologique et à toute tentative de simplification. À cet égard, les variations d'échelles, les approches comparées, la diversification des thèmes et l'intérêt porté aux représentations, pour ne citer que ces éléments, apparaissent comme de véritables outils heuristiques permettant de saisir l'Empire dans toute son hétérogénéité et de rendre compte des multiples dynamiques qui le traversèrent. Ainsi, il ne reste plus qu'à espérer que les pistes ouvertes par ce livre donnent lieu à de nombreuses nouvelles recherches.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96936](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96936)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Claire Aslangul-Rallo, Bérénice Zunino (dir.), La presse et ses images. Die Presse und ihre Bilder/ Sources – réseaux – imaginaires – méthodes. Quellen – Netzwerke – Imaginäre – Methoden, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2022, 546 p., 160 ill. (Zivilisationen und Geschichte/Civilizations and History/Civilisations et Histoire, 73), ISBN 978-3-631-84291-1, EUR 89,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Angelika Schober, Paris

À la base de cette publication se trouve un ambitieux programme de formation recherche (PFR) du CIERA (Centre interdisciplinaire d'études et de recherche sur l'Allemagne) initié par Claire Aslangul-Rallo et Bérénice Zunino. Plusieurs manifestations eurent lieu à partir de 2018, d'abord une journée d'études à Besançon intitulée «Images de presse en sciences sociales: de la fin du XIX^e siècle à nos jours: usages, imaginaires, méthodes». À Paris s'est déroulé un colloque à la Maison Heinrich Heine: «Les magazines illustrés de la première moitié du 20^e siècle à l'ère des humanités numériques. Allemagne/France en regard – acteurs en dialogue». À Berlin l'atelier «Digullu» fut consacré au traitement numérique de grands corpus de textes.

«La presse et ses images – Die Presse und ihre Bilder» propose un «bilan de recherche inédit» en France et en Allemagne avec «un panorama des sources, usages, méthodes et acteurs». Sans être exhaustif, il offre de précieuses informations sur l'histoire et l'actualité de la presse illustrée sous ses différentes formes: presse reposant sur le photojournalisme, revues satiriques avec caricatures, suppléments illustrés, magazines ... Une introduction de quarante-quatre pages (p. 15–59)¹ présente les dix-huit communications, dont douze sont rédigées en français, six en allemand. Elle fournit de plus d'importantes informations complémentaires et références bibliographiques. On apprend que la recherche sur la presse «moderne» liée à l'évolution de la photographie connaît un «essor récent» (p. 26–30). Quant à la recherche sur la presse satirique et humoristique elle est considérée comme «dynamique et exemplaire de la collaboration entre chercheurs français et allemands» (p. 22–26). Deux chercheurs, Jean-Claude Gardes spécialiste en civilisation allemande et iconologie, et Ursula E. Koch, spécialiste de l'histoire de la presse allemande, ont œuvré en faveur d'une reconnaissance de la recherche sur les genres humoristiques et satiriques



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ À sa rédaction ont participé, outre les directrices, plusieurs membres du comité scientifique: Clémence Andréys, Julien Auboussier, Adrien Barbaresi, Anne Deffarges, Maud Ehrmann, Sofiane Taouchichet.

considérés comme mineurs au début des années 1990. En 1992 ils ont créé l'Équipe interdisciplinaire de recherche sur l'image satirique (EIRIS) avec, en 1994 sa revue annuelle »Ridiculosa« dirigée depuis par Jean-Claude Gardes et Alain Deligne, philosophe. Ces évolutions positives n'empêchent pas pour autant que la recherche sur la presse illustrée est confrontée aussi à plusieurs problèmes. La »terminologie est parfois délicate à manier, la périodisation incertaine et la généalogie sujette à diverses interprétations« (p. 27).

En ce qui concerne l'ouvrage »La presse et ses images« on peut ajouter que le choix de procéder de façon résolument interdisciplinaire – en combinant histoire et histoire de l'art, sciences de la communication et politique, etc. – n'a pas facilité le regroupement des contributions en sections. Mais il faut saluer le courage de l'avoir fait. Sont croisés les regards de chercheurs jeunes et confirmés, collectionneurs privés et spécialistes institutionnels de la conservation des sources. Le titre de l'ouvrage écrit dans les deux langues indique qu'il s'agit d'une réalisation franco-allemande: »La presse et ses images – Die Presse und ihre Bilder«. Le sous-titre précise l'intention de combiner plusieurs approches. Des enquêtes sur les sources et réseaux complètent l'analyse des imaginaires et méthodes: »Quellen, Netzwerke, Imaginäre, Methoden«.

La valeur du livre résulte non seulement de la haute qualité de chaque contribution mais aussi de la vaste palette des problématiques étudiées. Le pari de choisir plusieurs perspectives a été gagné, on apprécie la richesse des thématiques et la pluralité des démarches méthodiques. Résolument interdisciplinaire, l'ouvrage se propose »de décloisonner les objets et les disciplines« (p. 17). Il devra inspirer en ce sens des recherches futures. Nous saluons également le caractère international. Bien ancré dans le champ franco-allemand, »La presse et ses images« va aussi au-delà en intégrant des chercheurs d'autres pays (Brésil, Canada, Royaume-Uni, Suisse, Espagne) et en commentant un périodique grec et une revue tchécoslovaque. On regrette cependant que les résumés et notices biographiques (p. 531–540) soient rédigés uniquement en anglais.

Le collage figurant sur la couverture visualise les intentions majeures de l'ouvrage: rapprocher les sources et méthodes, mettre en contact différents types de périodiques, en l'occurrence la presse moderne reposant sur le photojournalisme et la presse satirique. Ainsi la page de titre du »Berliner Illustrierte Zeitung«², le plus ancien illustré allemand, du 17 décembre 1892 se trouve à côté de la une du »Jugend«, premier hebdomadaire satirique et artistique d'importance édité à partir de 1896 à Munich, dont le style et le nom sont en rapport avec le *Jugendstil* comme



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Notons que »Berliner Illustrierte Zeitung« est écrit sur cette page de titre avec un »e«, tandis qu'en général on trouve »Berliner Illustrierte Zeitung« sans »e«, par exemple p. 405, note 23.

forme spécifique de l'Art nouveau. Les deux couvertures sont en interaction. Le reporter-photographe représenté sur le »BIZ« dirige son objectif sur une jeune femme élégante qui regarde son propre portrait sur la une du »Jugend«. Le message est clair: »La presse et ses images« veut combiner des perspectives, faire dialoguer les acteurs et croiser les regards. Il le fait en trois parties intitulées respectivement »Émergences et essor de nouveaux objets de presse illustrée« (p. 61–264), »Imaginaires en construction et circulation des images – des acteurs aux réseaux« (p. 265–382), »La presse illustrée à l'ère du numérique: la valorisation d'un patrimoine culturel« (p. 383–530).

La première partie réunit sept articles et débute par deux analyses historiques de longue durée. Jean-François Tétu décrypte l'évolution des rapports entre »L'illustration de presse et le récit médiatique« depuis le XVIII^e siècle. Ursula E. Koch met des »coups de projecteurs« sur Munich et Berlin, »hauts lieux de la presse satirique illustrée allemande« entre 1844 à 1933. Elle analyse les évolutions devant l'arrière-plan de la France. Révélant des convergences et divergences entre la France et l'Allemagne Thierry Gervais sonde »le magazine comme un objet de presse et d'histoire«. Dans une perspective similaire Patrick Rössler étudie la presse illustrée allemande de l'entre-deux-guerres en comparaison avec des échantillons français: »Neue Welten, neues Sehen, neue Typografien. Die deutsche Illustriertenpresse der Zwischenkriegszeit und eine Auswahl französischer Pendants«. Les trois articles suivants concernant les deux guerres mondiales interprètent les liens entre »images de presse en guerre et mobilisation des publics«. Ils considèrent »les conflits comme terrains d'expérimentation«. Anne Deffarges rappelle ceci: en août 1914 »Der wahre Jacob«, périodique proche du parti socio-démocrate et qui s'est d'abord montré réservé face à la guerre, publie »des nouvelles illustrations pour accompagner et soutenir une réorientation politique«. Maria Xypolopoulou compare la représentation de »La Première Guerre mondiale sur le front balkanique dans la revue grecque »Ikonografimeni« et dans la presse française«. João Arthur Ciciliato Franzolin analyse le fonctionnement de la revue »Die Wehrmacht« et sa représentation de l'Angleterre et des États-Unis: »Die Zeitschrift »Die Wehrmacht« im Zweiten Weltkrieg und ihre propagandistische Darstellung von England und den USA (1939–1944)«.

La deuxième partie du livre, composée de cinq articles, est consacrée à l'évolution des »imaginaires en construction«. Y sont étudiés les rôles des acteurs et réseaux dans la circulation des images. Mélodie Simard-Houde montre que dans le spectacle de l'information le photoreporter est à la fois témoin et opérateur d'un récit et s'entoure souvent d'une aura héroïque. Elle fait »voir des photoreporters des hebdomadaires des années 1930, des images en série à l'imaginaire social«. Helen Barr étudie la publicité en tant que source historique considérée parfois comme sujet en marge. Très importante dans la quasi-totalité des périodiques illustrés de la république de Weimar, et notamment vers 1929 elle présente »la femme dans le monde de travail« et offre de nouvelles



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»perspectives féminines et masculines«: »Der Pixavon-Komplex oder: Krisenbewältigung durch die richtige Haarpflege«. Hélène Leclerc analyse les rapprochements entre »Femmes et socialisme« dans la revue tchécoslovaque de langue allemande »Im Herzen Europas« entre 1958 et 1971. Trois articles consacrés aux »figures, codes et systèmes narratifs« traitent des »réseaux et processus d'internationalisation«. Annette Vowinckel s'intéresse au métier souvent sous-estimé du rédacteur de l'image qui décide quelles photos sont imprimées et construit ainsi l'actualité médiatique: »Bildredakteure. Die »Gatekeeper« visueller Öffentlichkeit und ihre transnationalen Netzwerke«. La section se termine avec l'étude de Karine Taveaux-Grandpierre sur l'»Internationalisation de la presse magazine féminine. Deux siècles d'histoire et de circulation des modèles, 1749–1945«.

La troisième partie de »La presse et ses images/Die Presse und ihre Bilder« traite en six articles de la presse illustrée à l'ère du numérique. Le focus est mis sur plusieurs aspects d'une évolution en cours. Comment les nouveaux instruments numériques permettent-ils la valorisation et la conservation du patrimoine culturel que constituent les périodiques illustrés? Aurélien Brossé présente les collections de presse de la Bibliothèque nationale de France avec près de 250 000 titres provenant du dépôt légal, de dons et d'échanges internationaux. Quant à La Contemporaine, l'ancienne Bibliothèque de documentation internationale contemporaine (BDIC) à Nanterre, Dominique Bouchery montre les conséquences positives de la numérisation au niveau de la conservation et de l'aide à la recherche. À l'exemple des archives, Claire Aslangul-Rallo, Enrique Fernández-Xesta et Pasqualino Schifano soulignent le rôle important des collections privées pour la recherche sur la Seconde Guerre mondiale. Par la suite Achim Bonte, en coopération avec Robert Sachunsky et Kay-Michael Würzner, rappelle les bons résultats obtenus par le programme de digitalisation du pays de la Saxe. Le traitement du »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel«, la plus ancienne revue spécialisée de langue allemande, en témoigne. Se concentrant sur »Les dessins dans les journaux de tranchées de la Première Guerre mondiale« Cyrielle Montrichard propose une approche avec des outils textométriques. Une analyse quantitative et qualitative des publicités de la revue »Signal« (1940–1945), réalisée par Claire Aslangul-Rallo, clôt l'ouvrage collectif.

Ajoutons encore ceci : »La presse et ses images/Die Presse und ihre Bilder« montre notamment dans sa troisième partie que les humanités numériques ont déjà des impacts positifs pour la recherche. Cela devra se confirmer par des projets transnationaux et interculturels de grande envergure. Mais une question se pose néanmoins. Restera-t-il encore de la place pour les périodiques illustrés, allemands et français, face à la concurrence du flot d'images interminable qui défile sans cesse sur le net?



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christian Baechler, La trahison des élites allemandes. Essai sur le rôle de la bourgeoisie culturelle 1770–1945, Paris (Passés composés/Humensis) 2021, 648 p., ISBN 978-2-3793-3712-3, EUR 27,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Rainer Hudemann, Paris/Sarrebruck

Un ouvrage monumental – et des plus utiles pour un large éventail de lecteurs aux intérêts très divers. Il constitue en réalité une encyclopédie de la pensée politique et en grande partie sociale allemande dans ses origines, ses tendances, ses fondements sociaux, ses poids, ses multiples expressions – un éventail impressionnant de sources toujours à l'appui. Le cadre de ces lignes ne permet que d'effleurer, et à titre d'exemples, certains éléments d'un argumentaire toujours très nuancé. Baechler met en valeur la vaste recherche sur la grande variété de domaines attenants à sa thématique. Son argumentaire très nuancé et le langage aussi précis que littéraire font de la lecture un plaisir permanent.

L'auteur structure à partir du XVIII^e siècle les origines, la formation et les évolutions professionnelles, culturelles, politiques, juridiques, socio-économiques de ce qui, au XIX^e siècle, deviendra le Bildungsbürgertum. Il développe les imbrications dynamiques de l'histoire intellectuelle, juridique, sociale et administrative qui sont à ses origines. Les spécificités respectives dans les différents États et régions allemands montrent l'importance de cette bourgeoisie dynamique pour leur ascension et stabilité. Si les juristes, les pasteurs, les enseignants des universités et des lycées ainsi qu'une partie des médecins en sont à l'origine, le retard de la modernisation économique et sociale et de la formation d'un État national contribue à expliquer cette «particularité allemande». Les analyses sont continuellement corroborées par des statistiques permettant une différenciation chronologique, sociale, professionnelle et régionale.

Si l'ouvrage suit en principe un plan chronologique, les approches structurelles façonnent l'argumentaire. Baechler fait ressortir ainsi la complexité de ce groupe social dans toutes ses nuances qu'un bref résumé ne peut développer in extenso: Les grandes idées et conceptions philosophiques dans leurs imbrications avec les programmes politiques; les fondements sociaux et les dynamiques évolutives de ces idées, liées aux organisations fluctuantes et diversifiées qui peuvent les porter; le grand éventail de destins qu'elles connaissaient, dont les variations et la continuité des privilèges notamment de l'enseignement secondaire, des universitaires et des juristes. L'intégration de juifs dans certains des Burschenschaften nationalistes d'étudiants fut un



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

élément important, tout comme la prise de distance de la part du catholicisme comme l'incarna par exemple le Syllabus errorum.

Méfiant vis-à-vis des excès de la Révolution française, le vaste éventail des libéralismes et la complexité de leurs expressions institutionnelles contribuèrent au déclin de ce mouvement politique – favorisant ainsi l'ascension du nationalisme. Elle était accompagnée dans cette bourgeoisie culturelle par une prise de distance croissante par rapport à une «civilisation» considérée comme «occidentale», notamment britannique. L'analyse des systèmes d'éducation et de la formation des élites, imprégnés par la Aufklärung et le néo-humanisme, met en relief le rôle prépondérant des milieux protestants et des familles pastorales ainsi que l'évolution des professions juridiques à travers les décennies et les régimes.

Étant donné l'essor tardif d'une bourgeoisie économique vers la fin du XIX^e siècle, le Bildungsbürgertum constitua longtemps «la seule opposition à la noblesse et à la société d'ordres» (p. 86). Son rôle fut fondamental dans les réformes de la première moitié du XIX^e siècle et la révolution allemande de 1848/1849. Si la fondation du Reich bismarckien en 1871 ainsi que la prépondérance de la Prusse provoquèrent une crise morale sinon existentielle à l'intérieur de ce groupe, la variété des réactions fut large. La bourgeoisie culturelle continua à représenter les deux tiers de la haute fonction publique, alors que vers 1914, Baechler évalue son importance à environ 1 % de la population. La conception luthérienne de l'État facilita l'exaltation nationale pendant la Grande Guerre – néanmoins, aussi le soutien aux initiatives de paix en 1917 provint notamment de ses rangs. Le désespoir provoqué par la défaite rendit difficile le ralliement de cette bourgeoisie à la République de Weimar. La perte de niveau de vie suite aux crises des années 1920 amena une prolétarianisation diagnostiquée déjà par Max Weber – ne rendant pas uniquement les étudiants sensibles aux mouvements nationalistes. Si de grands intellectuels se consacrèrent au soutien de la République, une majorité resta réservée.

De manière aussi nuancée que déterminée, l'auteur développe ce qu'il considère comme l'avancée du Bildungsbürgertum vers un soutien de plus en plus important du nazisme et de sa politique – et certains de ses membres y ont participé activement. La dernière partie du livre est consacrée à l'analyse détaillée de nombreux parcours de personnes – y compris des historiens de renom – impliqués indirectement ou directement dans la planification et/ou l'exécution de la politique nazie, jusque dans la politique de destruction. Ses exemples clef sont les exécutants du «Generalplan Ost» qui devaient préparer, organiser voire mettre en œuvre la colonisation germanique de vastes territoires d'Europe de l'Est jusqu'en Crimée.

Au cours de la lecture, on peut donc s'interroger sur la pertinence du titre du livre (a-t-il été formulé par l'auteur ou l'éditeur?) et sur la téléologie qu'il implique ou suggère. L'argumentaire détaillé de Baechler nourrira à de multiples égards les débats

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96939](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96939)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

scientifiques de ces dernières décennies sur les tendances de longue durée dans l'histoire allemande. L'auteur ne les évoque pas toujours expressément mais ils accompagnent ses réflexions en permanence en toile de fond. Évoquons-en seulement quatre: le Sonderweg, à savoir la voie particulière que l'Allemagne aurait prise par rapport aux autres nations européennes depuis le XVIII^e ou XIX^e siècle; la superposition des grandes crises de modernisation; le degré de responsabilité du protestantisme dans la consolidation initiale du régime nazi; la dynamique des violences de la Seconde Guerre mondiale.

Le Sonderweg: On voit bien sûr en arrière-fond la longue tradition – pas uniquement française – tendant à expliquer le III^e Reich par une conséquence apparemment logique de l'histoire allemande. Interprétation enseignée par exemple en 1945 au Centre d'études germaniques à Strasbourg, par Vermeil et d'autres érudits français de renom, au futur personnel dirigeant de l'occupation française en Allemagne en 1945 – qui d'ailleurs développa vite des initiatives différentes et souvent fort constructives. Mais Baechler procède de manière infiniment plus nuancée. Ainsi fait-il amplement ressortir le poids des libéralismes allemands, souvent négligé dans les arguments pour constater un tel Sonderweg allemand. Le grand essor de la recherche comparative a également mis en lumière, depuis les années 1970, des évolutions non démocratiques semblables dans d'autres pays. Baechler apporte de riches arguments indirects à ce débat sans qu'il y prenne position expressément. Le titre de son ouvrage va plutôt dans le sens d'un soutien de l'interprétation »Sonderweg« que son argumentaire ne confirme que partiellement.¹

Un deuxième débat comparatif, que Baechler enrichit sans y entrer ouvertement, évalue le poids des trois grandes crises de la formation de l'État-nation, de l'industrialisation et de la démocratisation: elles se produisirent chronologiquement en déphasé dans les pays qui devaient plutôt résister aux dictatures, dont la France et la Grande Bretagne. Par contre, ces crises se superposèrent au même moment et se renforcèrent mutuellement dans les pays dans lesquels une dictature devait surgir – notamment l'Italie et l'Allemagne.

Un troisième domaine concerne la consolidation du régime nazi en 1933/1935 et la dynamique de ses crimes. L'analyse très différenciée de l'extrême complexité du III^e Reich et de ses soutiens politiques, scientifiques et sociétaux semble contredire dans une certaine mesure le titre du livre. Baechler fait par exemple bien ressortir les origines et structures multiples des résistances au régime. Il a également raison de scruter le rôle d'un grand nombre de juristes consolidant le pouvoir d'Hitler dans leurs différentes positions. Mais bien que l'analyse reste toujours

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96939](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96939)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Cf. le débat initié par Gilbert Merlio dans sa recension de cet ouvrage, dans: Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande 54 (2022), p. 277–281, DOI: [10.4000/allemande.2998](https://doi.org/10.4000/allemande.2998).

aussi prudente, l'attention portée sur le protestantisme – l'un des exemples clef vu le poids que Baechler lui accorde dans le Bildungsbürgertum – risque de surestimer son importance relative dans la consolidation du pouvoir par rapport à l'Église catholique. Celle-ci fut longtemps considérée comme bastion de résistance, notamment par une historiographie catholique ancienne. Mais le concordat du 20 juillet 1933 avec le Reich – le Vatican avait vainement cherché à l'obtenir depuis 1871 – constitua la première reconnaissance officielle d'Hitler sur le plan du droit international, minant d'emblée les chances d'une résistance catholique. Le 23 juillet 1933, à l'occasion de l'Année Sainte 1933 proclamée par Pie XI, l'évêque de Trèves, Franz Rufolf Bornewasser, célébra la nouvelle alliance entre l'Église et l'État »national« en ouvrant l'une des plus grandes manifestations publiques de 1933 en Allemagne: le pèlerinage de la Sainte Tunique conservée à la cathédrale de Trèves. Bornewasser y fut entouré par le vice-chancelier von Papen – organisateur de la nomination d'Hitler comme chancelier – et par des dignitaires du parti et de la SS en uniforme. Le maire de la ville, personnalité importante du parti catholique Zentrum, devait céder son siège traditionnel à la SS. La SA forma la haie d'honneur et assurait la sécurité tout au long des mois de ce pèlerinage, le nombre de pèlerins – venant très nombreux également des pays voisins – dépassant les deux millions selon le diocèse. La rue principale était inondée en permanence de drapeaux à la croix gammée, largement présentés dans les actualités nationales (images d'ailleurs disparues de Google depuis quelque temps). Un dignitaire du diocèse expliquait dans le livret officiel distribué à tous les pèlerins le rite sanctifiant du toucher indirect de la Sainte Tunique par le parallèle avec le rite nazi consistant à toucher le drapeau imprégné du sang des combattants du parti nazi tombés lors du putsch de 1923.

Un quatrième élément concerne le rôle du Bildungsbürgertum dans les crimes nazis. La discussion pourrait inclure les dynamiques intrinsèques des violences de cette guerre et notamment des crimes de masse que la recherche a mises en relief depuis les discussions des années 1960/1970.

Ces éléments de contexte, à titre d'exemples, pourraient entrer en ligne de compte en évaluant le soutien au nazisme apporté par les membres du Bildungsbürgertum et donc le poids de sa »trahison«. Baechler apporte une myriade d'arguments et de réflexions enrichissant fondamentalement ces débats qui concernent le cœur de l'histoire allemande.

Cette érudition impressionnante revêt une utilité complémentaire importante pour un public francophone: Ceux qui cherchent, pour eux-mêmes ou dans leur enseignement, soit à répondre à des débats allemands scientifiques ou philosophiques, soit à les utiliser scientifiquement et/ou dans une perspective comparative, y trouveront une myriade d'excellentes traductions de termes clef, de sources et de positions scientifiques allemandes (souvent des plus complexes) du XVIII^e au XXI^e siècle. Tout est accompagné d'une multitude de chiffres statistiques précis. Le plan détaillé et

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96939](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96939)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

un volumineux index des noms permettent de trouver rapidement des informations ciblées. En même temps, les nombreuses références à la recherche internationale et notamment allemande peuvent initier le lecteur non spécialisé à des positions et débats scientifiques importants mais parfois difficiles d'accès en langue française. Le prix de 27 euros n'est pas une coquille et contribue autant à rendre l'ouvrage accessible que le style brillant de l'auteur.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96939](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96939)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Marc-Olivier Baruch (dir.), Vichy et les préfets.
Le corps préfectoral français pendant la
Deuxième Guerre mondiale, Paris (Éditions de
la Documentation Française) 2021, 327 p., ISBN
978-2-11-145673-0, EUR 19,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Guillaume Pollack, Créteil

L'ouvrage dirigé par Marc-Olivier Baruch aborde un sujet faussement connu: l'histoire du corps préfectoral français durant la Seconde Guerre mondiale. Le comportement de ces hauts fonctionnaires a été décrit de manières péremptives et contradictoires depuis 1945. D'un côté, les anciens acteurs ont souhaité défendre leur attitude durant l'Occupation. De l'autre, une «légende noire» (p. 9) qui les décrit comme de fidèles serviteurs du régime de Vichy, sciemment épargnés par l'épuration, déterminés à impulser sur leur territoire la dynamique de la Révolution nationale ainsi que la collaboration d'État. Cette publication est issue d'un projet de recherche ayant débouché, en 2016, sur des journées d'études consacrées aux «Préfets et préfectures pendant la Seconde Guerre mondiale». Elle propose une réflexion qui souhaite réajuster nos connaissances et réintroduire de la complexité dans le portrait du préfet des années noires.

Le premier mérite de cet ouvrage collectif réside dans la façon dont il souhaite revenir à l'archive. La première partie se propose, précisément, d'en faire l'inventaire et de proposer un exemple de mise en pratique. Violaine Challéat-Fonck, Julie Deslondes, Bruno Galland et Grégory Zeiglin démontrent la richesse des fonds préfectoraux pour documenter l'action des préfets ainsi que leur carrière. Il en ressort une impression d'éclatement de la documentation entre les archives nationales et départementales ainsi qu'une très grande variété documentaire qui permet de mesurer la densité des terrains d'étude à entreprendre. Précisément, Julie Deslondes propose une mise en pratique utile sur le plan méthodologique à travers le cas concret des préfets normands qui permet de mesurer, déjà, à quel point l'idée d'une réponse simple à la problématique des comportements préfectoraux est vaine. Vichyste convaincu, le préfet du Calvados Michel Cacaud n'en demeure pas moins lucide face à l'effondrement du régime de Vichy et aux espérances d'une libération prochaine. Sans doute, cela aurait pu être précisé, la situation du Calvados en zone occupée, la distance de Vichy en territoire fortement investi par l'administration militaire allemande n'y est pas étrangère.

Quel rôle le corps préfectoral a-t-il joué dans la pratique du pouvoir du régime de Vichy? Quelles furent ses relations avec l'autorité occupante? La «journée du serment» (19 février 1942), analysée par François Rouquet, est l'occasion pour un corps préfectoral



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fraichement renouvelé d'œuvrer à »l'affirmation de la légitimité du régime« (p. 87) et d'afficher sa »servitude sans limite« (p. 92). Marc-Olivier Baruch, de manière globale, puis Pierre Allorant qui développe l'exemple du préfet Jacques Morane à Orléans ou encore Isabelle Backouche pour le cas de la préfecture de la Seine, s'interrogent sur la pratique du métier de préfet à l'échelon départemental. Le préfet exerce un rôle majeur, tant dans la dimension politique ou administrative que dans l'exercice du contrôle et de la coercition. Il s'impose comme la courroie de transmission de l'autorité que l'État entend exercer sur sa population. Les préfets sont aussi les informateurs privilégiés comme le démontre Tal Bruttman qui propose une analyse des rapports d'information émis vers Vichy. Les préfets sont dans leur rôle en faisant remonter la manière dont les Français se saisissent, ou pas, des idées de la Révolution nationale. Il y a ici un apport précieux sur l'exercice du renseignement à l'échelon départemental et de l'élaboration d'un rapport administratif. Celui-ci peut être construit par »sélection des faits« (p. 127) afin de conforter le régime dans ses dispositions et de ne pas reconnaître l'existence trop importante d'une activité résistante.

Précisément, Gaël Eismann et Laurent Joly rendent compte des relations troubles entre le corps préfectoral et les autorités allemandes. Des relations étroites se nouent mais les Allemands entendent exercer une surveillance coercitive de ces représentants d'un État vaincu et occupé et de prendre le contrôle, à leur profit, des forces de police assujetties. Des tâches répressives et l'exécution de rafles de juifs leurs sont confiées: »l'administration préfectorale a été au cœur de la politique antijuive, plus particulièrement lors des rafles de l'été 1942« (p. 158). Face à ces ingérences qui débordent le cadre des conventions d'armistice, les préfets passent d'une attitude conciliante à des protestations croissantes tandis que d'autres fonctionnaires tentent de se couvrir ou de manifester leurs réticences envers l'exécution de la politique antisémite du régime.

Quoiqu'il en soit, les préfets de Vichy furent des »figures de l'ambivalence«. L'ouvrage propose une galerie de portraits de préfets de Vichy. De manière transversale, on conçoit que ces attitudes sont inséparables du contexte géographique et chronologique qui sert de toile de fond à chacun des articles. Jean-Marie Guillon s'intéresse ainsi aux préfets du Var, de Provence et des départements limitrophes en zone Sud tandis que Laurent Thiery explore la trajectoire de Fernand Carles, préfet de la zone rattachée au commandement militaire de Bruxelles. Jean-Claude Barbier s'intéresse à Henri Dadoune et Alfred Golliard, révoqués par l'État français parce que juifs. Le premier, secrétaire général de la préfecture de Vendée, meurt à Auschwitz-Birkenau. Le second, préfet du Jura, s'engage dans la Résistance, ce qui le conduit à Hartheim où il est assassiné au printemps 1944. C'est aussi le choix de la Résistance qui conduit Edouard Bonnefoy, objet de la contribution de Jean-Noël Thomas, à Neuengamme. Jean Moulin, dont l'itinéraire est rappelé par Laurent Douzou, meurt sur le chemin de la déportation.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ces articles, vus dans leur globalité, posent la question majeure de l'insertion de ces préfets dans la société de leur temps. Il apparaît, à la lecture, que ces préfets ne sont pas des corps exogènes: leurs ambivalences, leurs attitudes, leurs doutes, leurs compromissions s'inscrivent dans des dynamiques globales qui fracturent la société française des années noires. Leur sortie de guerre en porte la marque. Les trajectoires des préfets de Vichy sont assez conformes aux lignes de force globales si on suit Pierre-André Peyvel. Certains, comme Adrien Tixier étudié par Gilles Morin, connaissent une carrière interrompue dans une République qu'ils ont contribué à rétablir à cause d'un décès précocé. Les préfets déportés se heurtent aux mêmes obstacles à la reconnaissance d'une activité résistante que les autres. Au moment de refermer ce livre riche et instructif, on s'aperçoit donc à quel point il est faux de prétendre tout connaître aux années noires. Au contraire, cet ouvrage, par les perspectives qu'il ouvre, encourage l'historien de la Seconde Guerre mondiale à rouvrir les dossiers et à explorer les trajectoires de la haute fonction publique sous l'Occupation.

19.-21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96940](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96940)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Robert Belot, La mémoire anti-allemande en France. Henry Frenay et l'affaire Speidel (1957), Lyon (Presse fédéraliste) 2022, 174 p. (Textes fédéralistes, 21), ISBN 978-2-491429-11-9, EUR 15,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Wolfgang Geiger, Frankfurt am Main

1957 zog General Hans Speidel als Vertreter der am 9. Mai 1955 – kein zufälliges Datum – der NATO beigetretenen Bundesrepublik ins damalige NATO-Hauptquartier Fontainebleau bei Paris ein. 14 Jahre zuvor hatte er Paris verlassen, wo er bis März 1943 als Oberst Chef des Kommandostabes des Militärbefehlshabers war und nach einer Unterbrechung an der Ostfront am 15. April 1944 als Chef des Stabes der Heeresgruppe B unter Rommel zur Verteidigung des »Atlantikwalls« nach Frankreich zurückkam. Speidel war damit in seiner ersten Funktion verantwortlich dafür, dass alle Befehle von oben, d. h. auch politische aus Berlin, durch die Besatzungsmacht in Frankreich ausgeführt wurden. Dies war somit keine rein militärische Aufgabe.

Seine Ernennung zum deutschen NATO-General musste daher wie eine ungeheuerliche Provokation in Frankreich wirken und tat es auch. Ein Aufschrei der Empörung ging durch die Reihen der Résistance-Veteranen und ihrer politischen Vertretungen, von den Kommunisten zu den Gaullisten. Doch stieß Speidels Rückkehr nach Paris nicht bei allen auf ein solches Echo, sondern auch auf ein gegenteiliges seitens ehemaliger Résistance-Mitglieder, vor allem aus der Gruppe Combat, im Februar 1941 in Lyon von Henri Frenay gegründet, der nach den Worten von Belot »als Erfinder der Résistance im Inneren« gilt (S. 27). Nach seiner erzwungenen Flucht nach Algier im November 1943 wurde er von de Gaulle in die Leitung des Comité français de la Libération nationale berufen.

Nach dem Krieg engagierte sich Frenay für die deutsch-französische Aussöhnung und einen europäischen Föderalismus. Er gehörte zu den großen Persönlichkeiten der Europabewegung und trat für die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG) ein, die in der Folge des Schuman-Plans auch von Frankreich aus lanciert wurde (Pleven-Plan), dann aber an einer fehlenden parlamentarischen Mehrheit in Frankreich selbst scheiterte, unter anderem durch die öffentlichkeitswirksame Intervention des vorübergehend aus der aktiven Politik ausgeschiedenen Charles de Gaulle, der damals immer noch vom »Reich« statt von der Bundesrepublik sprach (S. 16). Doch die Angst vor einem remilitarisierten (West-)Deutschland musste dann unter dem Druck des sich verschärfenden Ost-West-Konflikts der Notwendigkeit des NATO-Beitritts der Bundesrepublik weichen.

An der Auseinandersetzung um die Causa Speidel stellt Robert Belot die ganze Problematik der erinnerungsbedingten antideutschen Einstellung (»mémoire anti-allemande«) in



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Frankreich dar. Er analysiert sehr prägnant die Verbindung, die zwischen einem traditionellen Antigermanismus der nationalistischen Rechten der Vorkriegszeit und den politischen Absichten der nach 1945 starken Kommunisten gezogen wurde, die in ihrem Kalkül alle Register der Propaganda gegen die NATO zogen und im Fall Speidel zugleich an das Feindbild aus dem Krieg anknüpfen und die Kreise der ehemaligen Résistance hierfür mobilisieren konnten. So standen sich noch einmal die kommunistische und nichtkommunistische Résistance und in der öffentlichen Debatte 1957 vor allem Kommunisten und Sozialisten gegenüber.

Die Kontroverse über die Person Speidels war durch zwei unversöhnliche Extreme geprägt: den Vorwurf des »Henkers« und die Verteidigung des »Hitler-Gegners«. Dahinter ging es jedoch um grundsätzliche Fragen von individueller und kollektiver Schuld, die in Frankreich immer noch aktuell waren, wie Belot mit ausführlichen Zitaten deutlich werden lässt. Es lag auch an der deutsch-französischen »Erbfeindschaft«, dass die Kollektivschuldthese in Frankreich noch virulent war, nicht nur zu utilitaristischen Zwecken im kommunistischen Lager. Doch eigentlich ging es um die Wehrmacht, deren Mitverantwortung in Deutschland damals tabuisiert wurde hinter einem aufgebauten Mythos des Unpolitischen und militärischer Pflicht, zu dem dann langsam die Ehre eines Stauffenberg und seiner Mitverschwörer hinzukam, ein neuer Zug, der sich seit 1957 aber gerade erst langsam in der Bundesrepublik durchsetzte. Das hätte zur damaligen Asymmetrie des deutsch-französischen Verhältnisses im Buch stärker betont werden können (vgl. S. 142).

Speidel war kein Nationalsozialist aber ein Nationalist, der 1940 nach Frankreich als Sieger und für die Revanche von 1918 zurückkehrte, nachdem er zwischen den Weltkriegen Militärattaché in Paris gewesen war. Er gehörte zu jenen »Frankophilen«, die wie Ernst Jünger und viele andere von der deutsch-französischen Kollaboration unter deutschem Kommando träumten, ein Offizier, wie ihn Vercors par excellence literarisch in »Le silence de la mer« porträtiert hatte. Diese Differenzierung ging in der Konfrontation »Henker« oder »Hitler-Gegner« unter. Seine Vorstellung von der Besatzungspolitik war sehr pragmatisch, gleichwohl den Befehlen aus Berlin unterworfen, aber im Konflikt mit dem Agieren der SS-Organen in Frankreich, die sich immer mehr durchsetzten (S. 85–89), was 1942 zur Demission des Militärbefehlshabers Otto von Stülpnagel führte, während Speidel kurze Zeit später an die Ostfront versetzt wurde.

In der zentralen Affäre der Exekution der 50 Geißeln im Oktober 1941 für ein Attentat der Résistance auf den Ortskommandanten von Nantes und bei späteren Geißelerschießungen versuchten Speidel und sein Chef die Auswahl der Opfer auf jene zu lenken, die man auch gegenüber der französischen Bevölkerung als kollektiv schuldig erklären konnte: Kommunisten und Juden, um so die Basis der Kollaboration möglichst wenig zu gefährden (S. 94f.). Diese Form des »Pragmatismus« war kein interner Widerstand, aber



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Speidel war auch nicht der Urheber der Repressionspolitik, sondern Teil des Räderwerks ihrer Ausführung (S. 93), so wie er kein Nazi war, aber bis zum Schluss für den militärischen Sieg kämpfte. Durch seine Nähe zu Rommel war er auch in den Widerstand des 20. Juli eingeweiht, aber nicht aktiv daran beteiligt. Nach dem Krieg schonte Speidel jedoch seine Rolle während der Besatzungszeit und gab sich als Gegner des Nationalsozialismus und Freund der deutsch-französischen Verständigung durch alle Phasen hindurch aus (S. 131ff.), was er in gewisser Weise auch war, aber unter wechselnden, entgegengesetzten politischen Vorzeichen.

Die Generäle, die Adenauer für die Wiederbewaffnung seit 1950 berieten, hatten alle eine viel höhere Verantwortung in der Wehrmacht gehabt; Manstein, der nur unter der Hand Berater Adenauers sein konnte, war sogar als Kriegsverbrecher verurteilt und dann frühzeitig entlassen worden. Gegenüber all jenen war Speidel noch der akzeptabelste – wie sagte doch jemand in der Debatte 1957 zu den Speidel-Gegnern: »Alles in allem wollen Sie doch einen deutschen General, der nie beim Militär gewesen ist!« (S. 67).

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96942](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96942)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Agathe Bernier-Monod, Les fondateurs. Reconstruire la République après le nazisme, Lyon (ENS Éditions) 2022, 294 p. (Sociétés, espaces, temps), ISBN 979-10-362-0524-8, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Muriel Favre, Frankfurt am Main

Wer sich für die Anfänge des Deutschen Bundestags interessiert, wird schnell feststellen, dass es sich um einen lohnenden, weil vielschichtigen, Untersuchungsgegenstand handelt. In kulturgeschichtlicher Perspektive sind die unterschiedlichsten Fragestellungen möglich: Die Parlamentarismusforschung trifft auf Literatur-, Architektur- oder Geschlechtergeschichte, auf Sound History¹ ... In ihrem Buch, das auf eine 2017 bei Hélène Miard-Delacroix an der Université Paris-Sorbonne entstandene und von der Assemblée nationale preisgekrönte Dissertation zurückgeht, widmet sich Agathe Bernier-Monod einer weiteren, bisher unbeachtet gebliebenen Facette der (west-)deutschen Parlamentarismusgeschichte, nämlich jenen Abgeordneten, die sowohl vor 1933 im Reichstag als auch nach 1949 im Bundestag saßen. Für die erste und die zweite Wahlperiode, die in ihren Augen eine Art Pilotphase darstellen und sich daher von den späteren Wahlperioden unterscheiden, kommt die Autorin auf 34 frühere Mitglieder des Reichstags (MdR), darunter vier Frauen (Maria Ansorge, Marie-Elisabeth Lüders, Louise Schroeder, Helene Weber). Vertreten sind aus der Weimarer Zeit u. a. die Parteien SPD, DDP, Zentrum, DNVP und KPD, aus dem bundesdeutschen Parteienspektrum SPD, CDU und CSU, FDP und KPD. Es ist eine kleine Gruppe, deren Anteil an der Gesamtzahl der Abgeordneten sich 1949–1953 auf 6,8 Prozent und 1953–1957 auf 3,7 Prozent belief. Es erscheint allerdings fraglich, ob Theodor Heuss, der nur einige Tage als MdB fungierte, bevor er am 12. September 1949 zum Bundespräsidenten gewählt wurde, wirklich dazu gezählt und zur Untermauerung mancher These herangezogen werden sollte.

Ausgehend von der Feststellung, dass trotz der Allgegenwart des »Weimar-Komplexes« in der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik² diesen Frauen und Männern noch nie die Aufmerksamkeit geschenkt worden war, die ihnen gebührt, geht Agathe Bernier-Monod der Frage nach, welchen Beitrag sie zur Gründung der westdeutschen Demokratie geleistet haben. Warum

¹ Vgl. u. a. Benedikt Wintgens, Treibhaus Bonn. Die politische Kulturgeschichte eines Romans, Düsseldorf 2019 und Tobias Kaiser, Andreas Schulz (Hg.), »Vorhang auf!«. Frauen in Parlament und Politik, Düsseldorf 2022.

² Vgl. hierzu Sebastian Ullrich, Der Weimar-Komplex. Das Scheitern der ersten deutschen Demokratie und die politische Kultur der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2009.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

suchten sie nach den zwölf Jahren nationalsozialistischer Diktatur, die sie höchst unterschiedlich erlebt oder überlebt hatten, den Weg zurück in die Politik? Wie ist es ihnen gelungen, wieder gewählt zu werden, wo doch viele andere, die den gleichen Wunsch hegten, gescheitert sind? Wie haben sie sich im parlamentarischen Alltag eingebracht? Welche Schwerpunkte haben sie gesetzt? Mit welchem Erfolg? Eine Fülle unterschiedlicher Quellen ermöglicht es der Autorin, Antworten zu liefern: Nachlässe, veröffentlichte und unveröffentlichte Ego-Dokumente, Presseartikel und nicht zuletzt die *Stenografischen Berichte* der Reichstags- und Bundestagssitzungen.

Die Darstellung ist zweiteilig und chronologisch angelegt. Der erste Teil befasst sich mit der Tätigkeit der 34 Politikerinnen und Politiker als Reichstagsabgeordnete bis 1933 (Kapitel 1), mit ihrer Positionierung gegenüber dem Aufstieg und der Machtübernahme der NSDAP, insbesondere mit ihrer Haltung zum Ermächtigungsgesetz des 23. März 1933 (Kapitel 2), mit ihrem Werdegang bzw. Schicksal im »Dritten Reich« (Kapitel 3), mit den Vorbereitungen einiger von ihnen »für die Zeit danach« (Kapitel 4). Der zweite Teil widmet sich dann ausführlich den Jahren nach 1945: Der Schilderung des politischen Wirkens der 34 ehemaligen MdR während der Besatzungszeit (Kapitel 5) folgt die Analyse ihrer Rückkehr in ein demokratisch gewähltes Parlament (Kapitel 6) und ihres Umgangs mit dem Weimarer Erbe (Kapitel 7).

Über den Titel, »Les fondateurs«, ließe sich lange streiten. Er insinuiert, dass diese 34 Männer und Frauen die eigentlichen Gründerinnen und Gründer der Bundesrepublik gewesen seien, was auf der Rückseite des Buchumschlags dann auch unmissverständlich steht: »une poignée d'hommes et de femmes politiques [...] entreprit de rebâtir les institutions«. Wo bleiben die Westalliierten und die anderen deutschen Politiker (und wenigen Politikerinnen), die vor 1933 zwar nicht im Reichstag saßen, jedoch politisch aktiv waren (Konrad Adenauer, Helene Wessel)? Wo sind diejenigen, die zwar erst nach 1945 die Bühne betraten, von da an aber das politische und institutionelle Leben Westdeutschlands maßgeblich beeinflussten (Carlo Schmid)? Auch im Hinblick auf die Einschätzung der Gruppe selbst vermag der Titel nicht zu überzeugen. Er verleitet zu der Annahme, dass deren Mitglieder nach 1949 eine besonders wichtige Rolle gespielt hätten. Tatsächlich legt die Darstellung jedoch eher das Gegenteil nahe: Immer wieder beklagten mehrere der 34 Männer und Frauen, dass sie sich nicht im Einklang mit den anderen Parlamentarierinnen und Parlamentariern, die sie für unerfahren hielten, und mit der neuen parlamentarischen Kultur im Allgemeinen fühlten. Den »Weimarern« haftete vielmehr der Makel des Scheiterns der Republik an, als dass ihnen ihre Demokratieerfahrung hoch angerechnet worden wäre. Die Pläne für die Zukunft, die einige um 1945 entwarfen, wurden in keiner Weise von den Alliierten berücksichtigt ... Zwei Bezeichnungen, die Agathe Bernier-Monod verwendet, hätten sich, so scheint mir, viel besser als Titel geeignet: entweder »Die Tempelwächter« (S. 220) oder »Von einer Republik zur anderen« (S. 269).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Diese Kritik ändert nichts an dem Gesamteindruck, dass eine hoch spannende Kollektivbiografie entstanden ist. Dies liegt zum einen an den einzelnen Parlamentarierinnen und Parlamentariern, die sich aufgrund ihrer eben nicht geradlinigen politischen Laufbahn als besonders interessant erweisen, zum anderen an der Zusammensetzung der Gruppe, die ihren Ursprung in der gemeinsamen Zugehörigkeit zu zwei Parlamenten hat, ansonsten aber parteipolitisch, altersmäßig und sogar in Bezug auf die parlamentarische Erfahrung – manche saßen länger im Reichstag als im Bundestag, andere länger im Bundestag als im Reichstag, bei den Dritten hält sich dies die Waage – recht heterogen ist. Und schließlich liegt es an der Autorin selbst, der es dank einer klaren und empathischen Sprache gelungen ist, ihre Studie mit Leben zu füllen.

Agathe Bernier-Monod schließt zweifelsfrei eine Forschungslücke. Ihr Buch ist darüber hinaus für alle (kollektiv)biografischen Forschungsvorhaben unerlässlich, in denen es um eine bestimmte Parlamentarierin oder einen bestimmten Parlamentarier oder um eine Untergruppe wie z. B. die weiblichen Abgeordneten geht. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn durch eine baldige Übersetzung ins Deutsche auch ein nicht-französischsprachiges Publikum erreicht werden könnte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Biefang, Dominik Geppert, Marie-Luise Recker, Andreas Wirsching (Hg.), Parlamentarismus in Deutschland von 1815 bis zur Gegenwart. Historische Perspektiven auf die repräsentative Demokratie, Düsseldorf (Droste) 2022, 476 S. (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien [KGParl]), ISBN 978-3-7700-5355-1, EUR 49,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nicolas Patin, Bordeaux

On associe volontiers le système parlementaire avec le modèle britannique et sa longue expérience de construction progressive du système des chambres, ou avec le modèle français, la III^e République ayant donné de nombreux exemples – y compris par l'éloquence de ses orateurs – d'une culture parlementaire bien ancrée.

Lier parlementarisme et Allemagne, en revanche, n'éveille pas le même univers mental. On pense bien au Vorparlament de Francfort en 1848. Le caractère autoritaire de l'Empire allemand, en revanche, fait presque oublier que le suffrage masculin était de mise, et que c'est durant le règne de Guillaume II que fut inauguré l'actuel bâtiment du Bundestag. La Constituante de la nouvelle république de 1918 se réunit à Weimar, et non à Berlin, comme si, toujours, dans ses symboles même, le parlementarisme était contrarié en Allemagne. Et l'image qui vient, bien avant les allées lisses et rénovées du Bundestag, est celle de 1933, du Reichstag en flammes. Une culture parlementaire empêchée? Fragmentée par les catastrophes successives de l'histoire allemande?

En France et en Angleterre, il existe depuis longtemps des études historiques synthétiques, en histoire et en sciences politiques, sur la question du régime parlementaire. En Allemagne, ces dernières années ont connu, à partir d'un paysage initialement plus maigre, une vague de recherches autour de ces questions, notamment avec les travaux de la Commission pour l'histoire du parlementarisme et des partis politiques. Des historiens comme Thomas Mergel ou Marie-Luise Recker pour la république de Weimar ou Andreas Biefang pour l'Empire, ont produit des recherches de fond pour mieux comprendre l'établissement d'une culture parlementaire, que ce soit dans les fonctionnements même de l'Assemblée ou dans le rapport du Reichstag avec la société – notamment par le biais des médias – ou avec les autres organes de l'État.

On retrouve ces auteurs et autrices dans un ouvrage collectif de près de 500 pages, dans lesquelles ils sont rejoints par les plus grands spécialistes d'histoire politique, comme Frank Bösch, Hélène Miard-Delacroix, Wolfram Pyta, Werner J. Patzelt,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Schulz ou Andreas Wirsching. Il s'agit de combler, en un seul volume, ce manque: celui d'un livre qui retracerait 200 ans d'histoire du parlementarisme en Allemagne, de 1815 à nos jours. L'introduction pose un argumentaire fort: cette étude montre les effets de continuité dans cette culture parlementaire, quelles que soient les ruptures considérables qui ont affligé l'histoire allemande. De ce point de vue, écrivent les chercheurs, le parlementarisme allemand plongeait ses racines dans une certaine tradition, perceptible dès 1815, quand se développa l'idée d'une «représentation abstraite» du peuple dans son ensemble.

L'ouvrage propose un choix narratif enthousiasmant: au lieu de se lancer, comme il est souvent de coutume, dans une perspective chronologique, les auteurs choisissent une série de «coupes longitudinales», des chapitres thématiques, qui permettent de resituer le fonctionnement parlementaire dans un écosystème politique bien plus large: le parlementarisme est ainsi relié à la démocratie, au fédéralisme, aux médias. Il est analysé en lien avec des dynamiques politiques connexes, comme les modifications électorales, la puissance de la société civile organisée en Allemagne, l'intégration politique des femmes, ainsi que la place de l'antiparlementarisme. Ces «coupes» permettent d'entrer dans la deuxième partie, chronologique, avec plus de facilité, la troisième tirant un certain nombre de perspectives actuelles, notamment à propos de l'intégration dans l'Union européenne ou d'une certaine «crise de la représentation». Tous ces chapitres sont irrigués par une solide utilisation des sciences politiques et des comparaisons internationales, qui permettent, tout en gardant le sens du contexte historique, de poser la question des rapports de pouvoir et du fonctionnement juridique des Assemblées successives. De nombreuses images viennent illustrer le propos, et n'ont rien de décoratif: comme le défend Andreas Biefang dans un court propos, il y a bien un enjeu à montrer le Parlement en action, dans les photos, les caricatures et les cérémoniels.

Cette défense d'une certaine tradition allemande du parlementarisme, dans un pays marqué par l'autoritarisme politique au XIX^e siècle, d'une part, et par la catastrophe incommensurable de la dictature nazie et de l'holocauste, d'autre part, soulève évidemment des questionnements. N'existait-il pas, se demandait Thomas Mergel il y a une dizaine d'années, une «voie particulière» (Sonderweg) allemande du parlementarisme?¹ Un certain retard démocratique? À l'inverse, la tentative d'écrire une histoire positive de la tradition parlementaire n'aboutirait-elle pas, quand bien même ce ne serait pas son objectif, à une renaissance d'une forme de «roman national», un écueil qui hante

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96945](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96945)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Thomas Mergel, La question d'une «voie particulière» du parlementarisme allemand, dans: Nicolas Patin (dir.), Un parlementarisme allemand?, Parlement[s]. Revue d'histoire politique 2014/1, n° 21, p. 13-21, DOI: [10.3917/parl1.021.0013](https://doi.org/10.3917/parl1.021.0013).

les dernières réflexions de Heinrich August Winkler dans son ouvrage »Deutungskämpfe« (2021)?²

Les chercheuses et chercheurs de cet ouvrage, bien évidemment, se gardent d'une telle perspective. Ils préfèrent montrer que le débat sur la »voie particulière« allemande a remis au cœur de l'attention actuelle la période de l'Empire, posant la question de continuités du fonctionnement et de la culture parlementaires jusqu'à aujourd'hui, par-delà l'échec de la république de Weimar et la dictature national-socialiste. La période de naissance de la démocratie et du parlementarisme allemand, dans les années qui séparent 1871 de 1914, semble plus que jamais au cœur de l'attention, sans pour autant que ses parts d'ombre ne conditionnent complètement – pas plus que la rupture de 1918 – de manière irrémédiable l'ascension au pouvoir d'Adolf Hitler.

Face à ces écueils, l'ouvrage collectif revendique un pluralisme de méthode et de vision, pas uniquement pour le principe, mais parce que c'est justement la seule manière de ne pas construire un récit téléologique de la grande marche vers l'apothéose parlementaire, en respectant l'indétermination des possibles ouverts dans le passé politique de l'Allemagne.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96945](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96945)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Heinrich August Winkler, Deutungskämpfe. Der Streit um die deutsche Geschichte, München 2021, p. 252.

Sarah E. Black, *Drugging France. Mind-altering Medicine in the Long Nineteenth Century*, Montréal, QC (McGill-Queen's University Press) 2022, 400 p. (Intoxicating Histories, 5), ISBN 978-0-228-01143-9, USD 42,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Robert Feustel, Jena

Geschichten über Drogen teilen sich oft – und grob vereinfacht – in zwei Varianten. Entweder wird auf die eine oder andere Weise der Umstand betont, dass es sie schon so lange gibt wie die Menschen selbst, dass sie dazugehören und ihr Gebrauch, also der Rausch, eine Art vierter Trieb sei. Oder Drogengeschichten sind eingerahmt in die üblichen zeitgenössischen Denkmuster. Will heißen: Drogen sind gefährlich, machen süchtig und ruinieren unsere Jugend. Das Dreigestirn aus Drogen, Sucht und Gefahr lauert fast überall, wo das Wort Erwähnung findet. Und weil im Verlauf des 20. Jahrhunderts die Idee um sich griff, aufgrund der Gefahren Drogen im großen Stil aus dem Verkehr zu ziehen und ihren Gebrauch faktisch zu verbieten, schauen wir zumeist von diesem Punkt aus auf die Geschichte der Drogen. »Most drug histories are written through the lenses of regulation and criminalization« (S. 5), die auch im frühen 21. Jahrhundert bestimmend sind. Die Gefahr besteht also darin, mit einer Art teleologischen Perspektive die Geschichte der Drogen nur als Vorlauf zur modernen Ordnung des Drogenwissens zu lesen.

Mit »Drugging France« geht Sara E. Black von der Newport University einen anderen Weg und trägt mit minutiöser und aufwendiger Quellenarbeit dazu bei, die Rede von einer Geschichte als Geschichte der Gegenwart mit Leben zu erfüllen. Zugleich wird ein hochinteressantes Panorama des Drogenkonsums im langen 19. Jahrhundert sichtbar. Das gelingt ihr vor allem, weil sie die ebenso übliche wie irreführende Trennung von Medikament und Droge genauso unterläuft wie typische retroaktive Deutungen; sie vermeidet Interpretationen, die Drogenpraktiken des 19. Jahrhunderts als logische Vorläufer oder umgekehrt die Drogenpolitik des 20. Jahrhunderts als logische Folge nahelegen.

Dank Blacks Forschung wird eine eigentlich selbstverständliche, aber öffentlich kaum bekannte Tatsache zur lebendigen Geschichte: Fast alle bekannten Drogen, die im 20. Jahrhundert weltweit kriminalisiert wurden, kamen als Medikamente und Stoffe zur wissenschaftlichen Grenzverschiebung und zur Selbsterkundung auf die Welt. Im 19. Jahrhundert verbreiteten sie sich rasant. Sie dienten dazu, Schmerz zu kontrollieren, für Operationen zu sedieren, Koliken kleiner Kinder einzudämmen, dem Wahnsinn auf die Spur zu kommen oder ihn womöglich unter Kontrolle zu bringen, orgiastische Zustände hervorzurufen oder zu verlängern etc. Kurzum: Entgegen der heutigen Vorstellung, dass



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Drogenkonsum zu Kontrollverlust führt, ermöglichten psychotrope Substanzen »French citizens to realize new levels of control over their own minds and bodies« (S. 281). Gleichzeitig ist das Thema eng verbunden mit der Akademisierung und Professionalisierung der Medizin, die nicht zuletzt anhand drogistischer Fragen ihren Alleinvertretungsanspruch fixieren will. Als Phrase verdichtet: Was die richtige von der falschen Nutzung von Drogen trennt, wollen Ärzte entscheiden – mit zweifelhaftem Erfolg.

In fünf thematisch sortierten Kapiteln folgt Sara E. Black also verschiedenen Stoffen und Motiven. Zunächst skizziert sie, wie vor allem Opiate zum »integral part of everyday life« wurden (Kapitel 1, S. 63). Dafür wurde der Stoff systematisch auch im Land selbst angebaut, sein Morphinumgehalt genau vermessen und seine Distribution organisiert. Frankreich erlebte im 19. Jahrhundert eine Art Industrialisierung der Opiumproduktion. Zugleich veränderten psychotrope Substanzen das Schmerzempfinden auffällig. Apotheker, Ärzte und andere, teils dubiose Akteure verbreiteten die Kunde vom tendenziell schmerzfreien Leben. Zur gleichen Zeit, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nahmen Selbstversuche (Kapitel 2) von Ärzten und Pharmazeuten – oder allgemeiner: von »[men] of science« (S. 116) – deutlich zu. Irgendjemand musste schließlich irgendwie die Wirkung diverser Stoffe genauer analysieren und verstehen, um die verschiedenen Anwendungskontexte ebenso zu antizipieren wie die Gefahren. Und da es kaum Erzählungen oder sprachlich übertragene Deutungen der Wirkung gab, besonders bei psychoaktiven Stoffen, blieb nur der Selbstversuch.

Nicht zufällig griffen die weit verstreuten Drogenpraktiken auch auf die Frage über, was genau der Wahnsinn eigentlich ist. Haschisch etwa weckte den Verdacht, manche Drogen könnten einen Wahnsinn auf Zeit hervorrufen, also eine Modellpsychose, die für die Forschung von einigem Erkenntniswert sein könnte. Dass sich auch die neue psychiatrische Forschung, die selbst ein schwieriges Kapitel »humanistischer« Entwicklungen des 19. Jahrhunderts ist, für entsprechende Stoffe interessierte, überrascht schließlich weniger. Das dritte Kapitel des Buchs nimmt sich dieses Themas an und zeigt, wie vielfältig besonders Morphinum in den Psychiatrien zum Einsatz kam. Einerseits mit dem Ziel, Patientinnen und Patienten zu sedieren, andererseits um den vermeintlich echten und damit wohl unheilbaren Wahnsinn von anderen Stadien und Zuständen zu separieren – wer nicht einmal auf Morphinum runterkommt, wird wohl nicht zu retten sein.

Durch das ganze 19. Jahrhundert zieht sich, nicht nur mit Blick auf Drogen, der Versuch einer professionellen Ärzteschaft, das Feld der Medizin unter Kontrolle zu bringen. Die Frage, wer welche Droge zu welchem Zweck applizieren oder konsumieren darf, ist dafür wichtig. »Psychotropic consumption outside the boundaries of ›official medicine‹« wird schrittweise zum pathologischen Verhalten umgedeutet und lässt erahnen, welche Ideologisierungen Drogen im 20. Jahrhundert einholen werden. Das vierte Kapitel fokussiert besonders die praktisch ungebrochenen Drogenkonsumpraktiken

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96946](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96946)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

außerhalb der medizinischen Sphäre, vor allem in Verbindung mit Sexualität. Mit dem abschließenden fünften Kapitel kehrt Sara E. Black gewissermaßen zurück zum Anfang und thematisiert die »Economies of Pain«. Gemeint ist die gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast flächendeckende Verwendung schmerzstillender Medikamente in Krankenhäusern und im Militär.

An manchen Stellen hätte dem Text etwas Verdichtung gutgetan. Die Menge an Quellen, deren ausführliche Darstellung die Vielfalt und Ubiquität von Drogennutzung und Drogenexperimenten eindrücklich bebildert, produziert ein paar Längen. Vielleicht wäre es hier und da besser gewesen, ähnliche Praktiken und Interpretationen zusammenzufassen oder gemeinsam darzustellen, statt sie aneinanderzureihen. Das Programm von »Drugging France« ist allerdings überzeugend: Das Buch will Lesende aus der Komfortzone des selbstverständlichen und oft irreführenden bis falschen Drogenwissens der Gegenwart holen und zeigen, wie eng Droge und Medikament verflochten sind. Im Verhältnis erscheinen heutige Debatten zum Thema oft engstirnig und eingefahren.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96946](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96946)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Klaus-Jürgen Bremm, Normandie 1944. Die Entscheidungsschlacht um Europa, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft Theiss) 2022, 352 S., 40 s/w Abb., ISBN 978-3-8062-4488-5, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Geoffrey Koenig, Strasbourg

L'auteur est connu pour ses travaux de vulgarisation sur des thématiques éclectiques de l'histoire militaire allemande. Cette fois, il a choisi d'aborder la Seconde Guerre mondiale et plus précisément la campagne de Normandie et ses suites.

La structure de l'ouvrage est globalement cohérente, hormis la position du chapitre 23 qui porte sur la France occupée entre 1940 et 1944 et qui aurait trouvé sa place aux côtés des chapitres de contextualisation en début d'ouvrage. Les 24 chapitres, organisés chronologiquement, traitent de la préparation du débarquement par les Alliés jusqu'à l'exploitation de leur succès qui aboutit au recul de la Wehrmacht sur le Westwall. Rien de bien nouveau, ni pour les spécialistes, ni pour les passionnés: des combats sur les plages à la percée américaine lors de l'offensive Cobra, on suit avec précision la succession des opérations, cependant déjà bien connue. Le propos cherche à montrer comment s'affrontent une armée alliée encore globalement inexpérimentée et une armée allemande dont l'art du commandement, la force exécutive et les capacités organisationnelles connaissent une «érosion» (p. 15). Klaus-Jürgen Bremm s'attaque ainsi au mythe forgé après la guerre et encore trop souvent rencontré d'une Wehrmacht en pleine capacité à l'été 1944, même si beaucoup à ce sujet à déjà été dit par Andreas Kunz qu'on est surpris de ne pas voir figurer dans la bibliographie.

Il est intéressant de constater que la dimension «décisive» de la bataille, qui s'inscrit dans une conception clausewitzienne de la guerre, a été pleinement intégrée par les belligérants: autant du côté des Alliés que du régime national-socialiste, le débarquement et ses suites sont perçus comme un tournant opérationnel. Cependant, la succession des événements de l'été 1944, à savoir l'écrasement du Heeresgruppe Mitte, l'attentat manqué contre Hitler et l'échec de la Wehrmacht en Normandie, ont aussi eu d'importantes conséquences politiques et organisationnelles qui ne sont que très peu mises en avant. Ainsi, le chapitre 18 («Der 20. Juli 1944 im Westen – Eine schwäbische Verschwörung») dont le titre laisse penser qu'il porte sur l'écho de l'attentat manqué du 20 juillet 1944 contre Hitler à l'Ouest annonce une idée intéressante, mais qui n'a pas été menée plus loin que d'interroger l'implication du maréchal Erwin Rommel dans la conspiration. Il y aurait pourtant eu beaucoup à dire sur les effets structurels de l'attentat, sur la réorganisation de la chaîne de commandement, sur l'effort de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

politisation de la Wehrmacht qui s'en est suivi ou simplement sur la réception de la nouvelle par les soldats. Là encore, on est surpris de ne pas trouver Jürgen Förster ou Rolf-Dieter Müller dans les références mobilisées, deux auteurs pourtant incontournables pour traiter de la Wehrmacht et dont la connaissance des travaux aurait permis d'élargir les perspectives de ces paragraphes.

Malheureusement, l'auteur en reste à une »histoire bataille«, pour reprendre une terminologie issue de l'historiographie francophone, là où il aurait pu accorder davantage de place à des thématiques plus novatrices. On regrette ainsi que l'expérience combattante ne soit abordée qu'en une dizaine de pages à peine et que l'organisation du commandement ne fasse pas l'objet d'une analyse plus structurelle. En réalité, le principal point faible de l'ouvrage se situe dans la démarche de l'auteur qui n'a rien de très originale: la problématique est celle de savoir si le débarquement des Alliés le 6 juin 1944 a provoqué un tournant majeur dans le conflit et quelles en ont été les conséquences. L'approche choisie par l'auteur se limite d'emblée aux grandes décisions militaires ainsi qu'aux évolutions opérationnelles et tactiques. Les sources utilisées sont toutes issues du Bundesarchiv-Militärarchiv de Fribourg-en-Brigau, mais les fonds cités en bibliographie sont très inégalement mobilisés. En l'occurrence, le travail aurait gagné à intégrer davantage de sources issues des unités de combat – qui existent – pour décentrer le regard des grandes instances de commandements. Enfin, si la démarche prétend faire dialoguer les points de vue des différents acteurs, on est déçu de ne voir qu'une poignée de titres en langue française alors que des travaux de grande qualité existent, par exemple ceux de Jean-Luc Leleu ou d'Alya Aglan pour n'en citer que deux.

Le lecteur trouvera tout de même son compte à redécouvrir l'une des campagnes les plus célèbres de la Seconde Guerre mondiale, bien qu'il ne doive pas s'attendre à trouver des éléments fondamentalement nouveaux ou même un état actualisé de la recherche. Le ton assumé est celui de la vulgarisation et s'adresse à un public en conséquence. Pour autant, cela ne justifie pas certaines simplifications notamment lorsque l'auteur évoque les »180 hommes« du commando Kieffer (p. 184) alors que le chiffre précis de 177 soldats n'aurait ni alourdi ni complexifié le texte. S'il ne s'agit assurément pas d'un travail qui renouvelle ce champ scientifique déjà bien étudié, cet ouvrage constitue malgré tout une synthèse correctement menée de la campagne de Normandie, qui plus est illustrée de nombreuses cartes. Mais en avait-on réellement besoin, là où de nombreuses publications du même genre existent déjà? L'intégration de problématiques plus actuelles aurait sans aucun doute pu en faire un ouvrage de référence, hélas une telle ambition est peut-être incompatible avec la production prolifique de cet auteur.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96947](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96947)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marc Connelly, Postcards from the Western Front. Pilgrims, Veterans, and Tourists after the Great War, Montréal, QC (McGill-Queen's University Press) 2022, 424 p., 24 fig., 1 map (Human Dimensions in Foreign Policy, Military Studies, and Security Studies, 17), ISBN 978-0-2280-1189-7, CAD 42,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nina Janz, Esch-sur-Alzette

Mark Connelly's study, »Postcards from the Western Front«, provides a meticulously researched and vividly detailed analysis of the impact of war on the landscape and society of the battlefields of the Western Front in France and Belgium. Through examining different sub-communities and their perceptions of battlefields, memorials, and cemeteries, Connelly provides a comprehensive understanding of the Great War's memory. He confines his theoretical analysis to the introductions, where he contextualises the scholarship on the subject and later delivers his findings through a laudable narrative style.

The author structures his book based on the reflections of the visitors, which are captured through postcards, photographs, and souvenirs. Through these sources, the author presents their interpretation of the sites, thoughts, and emotions associated with the battlefields. Firstly, the author highlights the landscapes and scenery where the battlefields were located. Secondly, he examines the visitors themselves and their motivations for visiting these sites. Finally, the author explores the places that were impacted by the war and the experiences of those who visit them in the aftermath.

The study focuses primarily on British visitors to the Western Front's battlefields, tracing their motivations, beliefs, and reasons for visiting the battlegrounds. By using various sources such as newspaper cuttings, personal diaries, letters, and postcards, Connelly conveys the individual and societal impact of war on the landscape and the people. He highlights three primary visitor groups: veterans, tourists, and pilgrims, each with unique motivations and diverse relationships with the former battlefields.

Only a few people, especially journalists, visited the battlefields during the war. However, after the armistice, the battlefields were inundated with visitors who came to pay their respects at the graves and gain a sense of the war. Before establishing official organisations, such as travel agencies, visitors faced the daunting task of locating scattered graves and finding suitable accommodations and transportation. The roads and towns were in a state of devastation, making visiting the battlefields even more challenging.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

As interest in visiting the battlefields grew, so did the need for professionalization. The practical considerations involved in organising such trips, such as the need for guides, transportation, accommodation, rest stops, and supporting infrastructure, including petrol stations, signposts, routing administration, and visa applications, led to the emergence of a new sector of tourism and entrepreneurship: battlefield tourism. In addition to institutional professionalization, Connelly also explores the motivations of the diverse communities with differing interests and priorities in visiting the battlefields. While some visitors were primarily focused on finding the graves of their loved ones, others were more interested in visiting battlefield sites as excursion destinations.

The author also explores the emotional impact of grief and the mourning process by examining the practice of travelling to the graves of loved ones (p. 202). In this context, organisations – mostly Christian – played a crucial role in providing solace and comfort to the bereaved (p. 206). Institutions like YMCA and the Salvation Army were approached in different ways. While pilgrims seek a union between the living and the dead (p. 222), tourists are often driven by a morbid curiosity. However, both groups benefit from the services provided by these organisations and agencies which have also had economic consequences for the regions, such as the establishment of restaurants, hotels, and cafes catering to British visitors.

In addition to examining the impact of visiting battlefields, the author delves into how these sites became a meeting point for a diverse range of groups, including families, veterans from both Germany and Britain, and locals from Flanders and France. Moreover, the former battlefields also served as a melting pot for encounters among people from various nations, such as Chinese workers, soldiers from India and other parts of the British Empire, and German POWs who played a crucial role in the reconstruction of the countryside and cities. Using the concept of »cosmopolitanism« in this context, Connelly analyses the different encounters and interactions among these groups.

Although Connelly acknowledges the growth of professional battlefield tourism, he also highlights the criticism aimed at visitors for their disrespectful behaviour towards the dead, such as picnicking on battlefields and collecting skulls as souvenirs, dating back to the aftermath of the war (p. 244). Such actions have raised many ethical questions about treating war, which is still relevant today when visiting battlefields or concentration camps. As the tourists were criticised soon after the war for photographing everything from battle spots to tanks, we can see an echo of the contemporary issue of whether selfies or photos should be allowed at Auschwitz's »Arbeit macht frei« gate. The debates about the correct treatment of battlefields, the dead, and the destruction, initiated soon after the First World War, reflect the concerns of bereaved individuals, patriots, and nationalists. As Connelly points out, some visitors were saddened that many destructions were



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

no longer visible as cities and roads have been rebuilt. These discussions demonstrate the need for sensitive treatment and the questions that arise about how to deal with the effects and consequences of war on humans, the landscape, and nature, which can also be transferred to current discussions about the correct treatment of memorial sites of places of war and violence.

In summary, Connelly's study provides valuable insights into the motivations and significance of visiting battlefields and the first mass tourism to former sites of war and violence, as well as the emergence of a whole new industry. Visitors' reflections based on »Postcards from the Western Front« illustrate the diversity of attitudes to these visits, ranging from the spiritual to the macabre, and Connelly shows the continuing importance of these sites to our understanding of a violent past. Overall, the study makes an important contribution to the ongoing discourse on the importance of commemoration and memory in modern society.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96948](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96948)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michèle Descolonges, Un camp d'internement en Lozère: Rieucros, 1938–1942, Toulouse (Presses universitaires du Midi) 2022, 315 p. (Tempus, 67), ISBN 978-2-8107-0764-5, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mechthild Gilzmer, Berlin

C'est en toute connaissance de cause que Michèle Descolonges décide de commencer son étude sur le camp de Rieucros en 1938 soulignant ainsi dès le titre la responsabilité de la III^e République pour le fait – ignoré par la plupart des contemporains – que l'internement dans des camps en France a débuté bien avant l'invasion de la France par les troupes allemandes et que leur création initiale n'était pas liée à la guerre. Avec son livre l'auteure tente de donner une vision d'ensemble de l'histoire de ce premier camp en France, installé près de Mende en Lozère. Il a été créé sur la base du décret de 1938 et accueille des hommes dès février 1939. Il fonctionnera ensuite à partir d'octobre 1939 comme camp de femmes jusqu'en février 1942, date à laquelle les femmes seront transférées à Brens près de Gaillac, dans le département du Tarn. C'est de là que des femmes juives seront déportées massivement à partir d'août 1942.

Des travaux pionniers sur ces deux camps ont permis dès les années 90 de rassembler quantité de témoignages, de documents, de photos et de dessins ainsi que des fonds d'archives privées contenant des dessins, des lettres, des textes et des journaux écrits dans le camp. C'est à partir d'une présentation polyphonique de ces sources et leur analyse méthodique dans une perspective de genre que la complexité de l'histoire a pu être mise en relief pour la première fois.¹ Cette importante base de travail avait pour but de susciter et d'enrichir d'autres recherches. On ne peut donc que se féliciter que le flambeau ait été repris par Michèle Descolonges (MD par la suite dans le texte) et que l'histoire de Rieucros ait suscité à nouveau l'intérêt scientifique.

Dans son introduction (p. 10–17) qui mélange état de la recherche et réflexion personnelle, MD présente tout d'abord les idées qui ont guidé son travail. Dans le premier chapitre de son étude (p. 31–43) elle situe Rieucros dans son contexte historique et géographique. Elle retrace le cheminement du »projet commun« conçu et réalisé par deux acteurs principaux, le préfet Robert Bizardel et le maire de l'époque, Henri Bourillon. Elle s'étonne que dans le passé »les circonstances locales de l'installation du camp à Rieucros ne



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Mechthild Gilzmer, Fraueninternierungslager in Südfrankreich. Rieucros und Brens 1939–1944, Berlin 1994. Une édition française est parue en 2000 sous le titre: Camps de femmes. Chroniques d'internées. Rieucros et Brens 1939–1944, Paris 2000.

sont pas interrogées» (p. 15). Mais MD n'est pas la première à s'étonner du fait que des hommes de gauche bien intentionnés sont à l'origine de la création du premier camp en France à Mende. Ce paradoxe a déjà été souligné dans des travaux antérieurs.² L'ambiance politique en Lozère est fortement imprégnée du conservatisme et catholicisme des élus locaux, hostile à tout accueil d'étrangers. Ils instrumentalisent le rejet général de l'accueil des étrangers par la population locale et la xénophobie ambiante pour dénigrer le projet commun humanitaire de leurs adversaires politiques de gauche que sont le préfet et le maire. Ce n'est que par la suite des événements et sous la pression de forces politiques de droite que le projet initial pensé à l'origine comme protection de réfugiés change de nature et se transforme en politique de répression et de persécution.

Dans le deuxième chapitre de son livre (p. 45–89) MD examine de près la première période du camp de février à octobre 1939, destinée à accueillir des hommes. Elle nous dresse un tableau des 91 hommes passés par Rieucros, précise leurs origines et les raisons de leur internement. La majorité sont des vétérans de la guerre d'Espagne, d'autres se voient attribué l'appellation de »droit commun«, notion dont la signification reste souvent floue et qu'il faut manier avec prudence. Elle décrit l'hostilité grandissante des Mendois à leur égard, et aussi la mobilisation des internés et leurs actions communes en dépit de leurs différences d'orientations politiques. En témoigne entre autres une lettre ouverte publiée le 4 juin 1939 et signée par 49 des internés, pour la plupart des anciens combattants de la guerre d'Espagne.³

Mais nous n'apprenons malheureusement rien sur les femmes espagnoles internées à Rieucros à cette même époque. C'est grâce aux travaux de Maëlle Maugendre⁴ que nous connaissons plus en détail leur destin et celui d'autres femmes espagnoles réfugiées en France à la fin de la guerre d'Espagne. Elles sont entre 75 000 et 95 000 à chercher refuge en France. Tributaires des stéréotypes de genre, les femmes sont confrontées à des dispositifs étatiques de prise en charge distincts de ceux des hommes. Des centres de triage aux centres d'hébergement disséminés sur tout le territoire, en passant par les camps d'internement (comme Rieucros par exemple) pour certaines d'entre elles.

La déclaration de la guerre en septembre 1939 représente un tournant dans l'histoire de Rieucros qui change de statut et de fonction à partir d'octobre 1939. Cette transformation et une première période allant d'octobre 1939 jusqu'en juin 1940 sont traitées dans le troisième chapitre du livre (p. 91–142). Au cours de l'hiver 1939–1940, le nombre des internées augmenta continuellement. Jusqu'à l'Armistice, 590 femmes sont internées



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Gilzmer, Camps de femmes, p. 66–67.

³ Gilzmer, Fraueninternierungslager in Südfrankreich, p. 23, 24.

⁴ Maëlle Maugendre, Les réfugiées espagnoles en France 1939–1942, Tours 2019.

à Rieucros par mesure administrative. Plus de vingt nationalités y étaient représentées, les Allemandes et les Espagnoles formant au début les groupes les plus importants.

Même si ces femmes avaient des origines géographiques et sociales extrêmement diverses, elles furent toutes considérées au même titre comme particulièrement dangereuses pour la sécurité intérieure de la France. Bon nombre d'exilées politiquement actives ne furent pas internées en raison de leurs convictions et de leurs actions politiques, mais pour »galanterie« selon la formule officielle. Il est en effet frappant de constater que parmi les raisons d'internement évoquées dans les registres du camp cet argument figure dans la majorité des cas. Ce qui amène Felix Chevrier, le directeur de la commission des centres de rassemblement, à constater dans une lettre au chef du camp que: »Telle femme, accusée d'avoir la cuisse légère, est probablement là pour s'être trop bien défendue«.⁵ Leur traitement s'explique entre autres par le fait que les émigrées vivaient souvent seules ou en concubinage. Pour les responsables de l'administration française de l'époque ce »libertinage« était en soi suspect. Dans l'esprit de l'époque une femme vivant de manière autonome était une femme »aux mœurs légères«. Son engagement politique n'était pas vraiment pris au sérieux, le vrai danger résidant dans l'imaginaire du temps dans le corps de la femme. Cette ambiguïté était encore renforcée par le fait qu'à Rieucros des prostituées aient effectivement été internées avec des »politiques« qui – n'appréciant guère ce mélange – s'en désolidarisaient plus d'une fois.⁶

MD tente de caractériser la vie en commun des différentes femmes présentes dans le camp à partir d'une multitude de sources d'archives consultées. Il est intéressant en effet de poser la question du vivre ensemble de ces femmes d'horizons et d'origines tellement divers dans ce contexte extrême. Dans ce monde »concentrationnaire«⁷ où se côtoyaient l'anarchiste espagnole ayant vécu la guerre d'Espagne, la communiste française ou italienne, la journaliste tchèque, la femme artiste, type »nouvelle-femme« de la république de Weimar ainsi que des ouvrières des différents pays et des femmes que la vie avait amené à vendre leur corps, quelles étaient les relations entre ces femmes? Situation propice pour un échange insolite ou plutôt situation insolite pour un échange propice? Cette manière peut-être inhabituelle de voir les choses se résume dans la phrase d'une lettre d'une internée allemande, l'artiste peintre Sylta Busse, qui face à la multitude de modèles féminins écrit à son mari: »La situation

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96949](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96949)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁵ Rapport Chevrier, CDJC, 01/04/1940.

⁶ Mechthild Gilzmer, Pour une mémoire transnationale de l'histoire des femmes dans les années 40, dans: Armelle Mabon, Gwendal Simon (dir.), L'engagement à travers la vie de Germaine Tillon, Paris 2013, p. 145–161.

⁷ Rieucros était officiellement appelé »camp de concentration« terme qui à l'époque avait encore une autre connotation qu'aujourd'hui. Il sert ici pour accentuer l'idée de la promiscuité forcée.



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

est tellement unique que je serais triste, si je ne pouvais pas en profiter suffisamment».⁸

MD illustre la diversité des femmes et de leurs destins mais sa présentation reste quelque peu impressionniste. Parfois ses conclusions sont erronées. Ainsi elle insinue que les femmes espagnoles auraient été victimes de jugements stéréotypés de la part des Allemandes qui seraient »passées à côté de la signification politique de leurs rebellions« (p. 105). Le contraire est pourtant vrai et documenté.⁹ Pour les Allemandes (dont un grand nombre avaient elles-mêmes participé à la guerre d'Espagne dans les Brigades internationales) comme pour les Espagnoles, la guerre d'Espagne représentait un vécu et une référence politique commune importante pour ne pas dire essentielle.¹⁰ L'aide des »politiques« allemandes envers les Espagnoles et le soutien scolaire de leurs enfants n'est pas l'expression d'une »déconsidération« du peuple espagnol (p. 105) mais le reflet d'une grande estime et de solidarité. Il suffit pour cela de lire les témoignages d'Ursula Katzenstein, de Lenka Reinerova ou de Sylta Busse et aussi de Michel del Castillo.¹¹

Après la défaite française et l'armistice en juin 1940 la situation des internées et le caractère de l'internement et de la répression s'accroissent tout en gardant une certaine continuité quant aux personnes ciblées. Contrairement à ce qu'écrit MD à ce propos dans le quatrième chapitre de son livre (p. 149–259), des femmes françaises avaient déjà été internées en 1939 à côté des étrangères. Sur le modèle du décret du 12 novembre 1938 visant les »indésirables étrangers«, le gouvernement Daladier avait promulgué le 18 novembre 1939 une loi permettant l'internement »de tout individu, Français ou étranger, considéré comme dangereux pour la défense nationale ou la sécurité publique«.¹² Expliquer l'internement des Françaises par un »changement de politique d'après la défaite« (p. 174) et dire que »les premières Françaises sont conduites à Rieucros le 24 mai 1940« (ibid.), passe sous silence l'internement de Françaises dès 1939. Ainsi MD tend à excuser la politique de répression et cache une certaine continuité idéologique entre la III^e République et le régime de Vichy. En

⁸ Gilzmer, Camp de femmes, p. 182.

⁹ Mechthild Gilzmer, Entre Histoire et Mémoire: Les réfugiés espagnols internés à Rieucros, dans: Bruno Vargas (dir.), La Seconde République Espagnole en France (1939–1977), Albi 2008, p. 111–131.

¹⁰ Mechthild Gilzmer, Eine transnationale Geschichte der Internierung von Frauen in Frankreich (Une histoire transnationale de l'engagement de femmes européennes en France), dans: Hélène Leclerc, Georg Pichler (dir.), Allemands et Autrichiens entre France et Espagne: circulations, mobilités, transferts. Expériences et mémoires de la frontière du XVIII^e siècle à nos jours, Aix-en-Provence 2023 (Cahiers d'Études Germaniques, 85), à paraître.

¹¹ Consulter pour cela les textes respectifs cités dans: Gilzmer, Camps de femmes.

¹² Denis Peschanski, La France des camps. L'internement 1938–1946, Paris 2002, p. 194.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96949](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96949)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

analysant les débuts de l'internement et sa poursuite dans le temps on voit comment l'évolution politique, l'échec du Front populaire et la «revanche» de la droite en parole et en acte a déjà joué un rôle dans la législation répressive sous la III^e République finissante.

La mise en place du régime de Vichy alla renforcer cette répression et l'élargir à tous ceux et celles considérés représenter un danger pour le «nouvel ordre». Dans le cadre de la «révolution nationale», mise en œuvre par Pétain, l'État s'attaque entre autres à l'émancipation féminine. Une des clés de voûte en était la redéfinition du rôle de la femme comme élément stabilisateur du système. Le décret du 11 octobre 1940 vise à écarter les femmes de la vie professionnelle. La contraception et l'avortement sont interdits. L'infraction de ces lois ou la prostitution, susceptible de contaminer les soldats allemands, sont passibles de lourdes sanctions. Il n'est donc pas étonnant de constater une forte augmentation de femmes internées pour des raisons de cet ordre. Contrairement aux femmes politiques de la première phase, secourues par l'extérieur et soutenues par des réseaux d'entraide, ces femmes étaient souvent très jeunes et venaient de milieux modestes. Elles furent internées souvent au motif supposé de prostitution. Devant la situation apparemment sans issue, l'espoir d'une liberté – même relative – détermina un groupe de 32 femmes en mai 1941 à se déclarer prêtes à partir travailler en Allemagne, quand une commission allemande avait cherché à recruter des femmes pour des tâches agricoles et industrielles.

Les femmes parties de France pour travailler en Allemagne ont depuis peu seulement fait l'objet d'études.¹³ Le service du travail obligatoire en Allemagne ne s'appliquait pas aux femmes; leur recrutement se faisait sur la base de leur consentement. Les quelques 80 000 d'entre elles qui s'y sont rendues, souvent par nécessité économique ou pour échapper à d'autres contraintes, ont été en majorité employées dans l'industrie d'armement. Nous savons depuis les travaux d'Insa Meinen que la politique allemande avait continuellement recours à des détenues de camps d'internements en France.¹⁴

À travers l'analyse des dossiers des 32 femmes parties de Rieucros en mai 1941, MD montre tout d'abord que les accusations de «prostitution» à l'encontre de ces femmes se révèlent majoritairement comme factices. La violation des normes est en règle générale mise sur le compte de la sexualité des femmes. Comme nous l'avons déjà vu pour les politiques, des femmes

¹³ Camille Fauroux, *Produire la guerre, produire le genre. Des Françaises au travail dans l'Allemagne national-socialiste (1940–1945)*, Paris 2020.

¹⁴ Insa Meinen, *Wehrmacht et prostitution sous l'Occupation, 1940–1945*, 2 vol. Paris 2006. »Par ailleurs, il est connu que les commissions allemandes du recrutement [s'intéressèrent] dès la fin de 1940 aux camps de la zone sud [...] c'était le cas au camps de Rieucros en 1941 et au camp de Brens en 1943«, p. 284. Voir aussi le [compte-rendu de l'édition allemande dans »Francia« par Birgit Becker-Heppner](#).

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96949](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96949)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

libres et indépendantes suscitent la suspicion. Et ceci vaut encore davantage sous le régime de Vichy qui explique la défaite de la France face à l'Allemagne en partie par la »débauche« des femmes émancipées et leurs revendications exprimées dans les années 30. Pour être arrêtée et internée comme suspecte, il suffisait d'ailleurs de peu. Participer à un bal clandestin ou être arrêtée sans papiers.¹⁵ Le témoignage d'une des femmes internées à Rieucros et qui explique sa décision d'aller travailler en Allemagne en offre un aperçu tout à fait édifiant:

»Ma chère maman, je viens de prendre une décision n'envisageant aucun autre moyen de sortir et finir cette vie épouvantable de camp. La commission allemande vient de passer aujourd'hui chez nous et accepte les étrangères désireuses de se rendre en Allemagne pour travailler, le contrat est de 6 mois, une quantité d'autres femmes ont accepté comme moi cet engagement on nous dit une grande liberté et que nous serons nourries et payées« (p. 242).

Stanislawa N., qui écrit ces lignes à sa mère, était une ouvrière d'usine dont les papiers n'avaient pas été en règle. Comme le montrent les archives, ces jeunes femmes, majoritairement des immigrées des pays de l'Est, avaient travaillé dans divers domaines comme ouvrières avant leur arrestation. Elles sont d'un milieu modeste et victimes de conditions de vie difficiles. Comme le montre Camille Fauroux, les femmes ont découvert à leur arrivée en Allemagne des conditions d'hébergement et de travail auxquelles elles ne s'attendaient certainement pas.¹⁶ Les 14 femmes parties de Rieucros le 20 mai 1941 pour travailler dans une usine d'armement à Malchow dans le Mecklembourg se sont retrouvées dans un camp annexe du camp de concentration de Ravensbrück où les conditions ne différaient guère de celles du camp central. Par ailleurs, au moins 200 des 80 000 travailleuses civiles en Allemagne ont été déportées de leur lieu de travail dans ce camp de concentration pour femmes au nord de Berlin. La plupart du temps pour absence au travail non autorisée, ce qui était considéré comme du sabotage.

Même si la quantité de documents d'archives et de sources consultés et épluchés impressionne, le livre de MD n'apporte pas de connaissances nouvelles. Afin de valoriser son propre travail MD épingle tout au long de son ouvrage de prétendues erreurs ou omissions dans les travaux de collègues historiens. Ainsi elle prétend entre autres que »ultérieurement, une histoire de Rieucros a été diffusée qui a placé les femmes juives au centre

¹⁵ Pour donner un exemple: Maria B. avait participé à un bal clandestin et sans papiers en règle. Après son arrestation on lui laissait le choix entre le travail forcé en Allemagne ou la déportation. Elle a »choisie« la déportation à Ravensbrück. Témoignage de Maria B., Division des Archives des Victimes des Conflits Contemporains [DAVCC] Caen, 21, P 707 894.

¹⁶ Voir pour plus de détails sur ces conditions Fauroux, Produire la guerre, produire le genre, p. 115–116.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de la mémoire du camp» (MD, p. 269). Si le destin tragique des femmes juives déportées de Brens a pu dominer la transmission de l'histoire des deux dernières décennies et remplacer la narration plus politique des années d'après-guerre, ce n'est pas à cause du travail des historiens mais cela s'explique entre autres par un déplacement dans l'intérêt mémoriel général. Ce ne sont pas les historiens qui créent la mémoire mais l'usage qui est fait de leurs recherches. Mais si, comme elle le prétend, les victimes juives avaient été trop exclusivement mises en avant dans le passé, pourquoi elle-même parle-t-elle uniquement des victimes juives internées à Rieucros et déportées par la suite de Brens ou d'autres lieux en France et non pas des déportées victimes de la répression politique (p. 269)? N'apparaissent pas dans son «bilan» des femmes politiquement engagées, juives ou non-juives qui ont connu la déportation par mesure de répression après leur internement à Rieucros.

Livrées aux Allemands (dans le cadre de l'article 19 de l'armistice) à cause de leur engagement politique et déportées par la suite au camp de concentration de Ravensbrück,¹⁷ s'étant évadées de Rieucros, puis arrêtées en France pour faits de résistance et déportées à Ravensbrück également,¹⁸ retournées en Allemagne ou en Autriche sous de fausses identités comme travailleuses civiles pour faire de la résistance dans leur pays respectif, puis arrêtées et déportées à Auschwitz ou à Ravensbrück,¹⁹ leurs destins comme celui d'une multitude d'autres femmes restées anonymes sont passés entre les mailles de la mémoire. Elles ne rentrent pas dans les narratifs dominants, passent à côté des récits tout tracés. La majorité de ces femmes ont survécu, mais ce qu'elles ont vécu les a marquées à vie. Par ailleurs nous ne connaissons pas le nombre de femmes internées à Rieucros et mortes suites à leur déportation à Ravensbrück. Comme nous ne savons pas ce que sont devenues les femmes qui se sont engagées «volontairement» pour travailler en Allemagne. Le mépris général envers ces femmes considérées sans aucune distinction comme collaborationnistes après la guerre a masqué leur réalité et ne leur a pas permis de sortir de l'ombre de l'histoire.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹⁷ Gertrud Rast, Elisabeth Kühnen-Kurella, Dora Landahl, Maria Sevenich et d'autres.

¹⁸ Lise London, Teresa Noce, Paula Ruess, Maria Wachter van den Maat.

¹⁹ Mali Fritz, Gerti Schindel et d'autres.

Paul Dietschy (dir.), La Coupe du monde dans toutes ses dimensions, Besançon (Presses universitaires de Franche-Comté) 2022, 224 p. (Football[s]. Histoire, culture, économie, sociétés, 1), ISBN 978-2-84867-940-2, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dietmar Hüser, Saarbrücken

Die Relevanz des Sports als »a system of meaning through which we know the world« (Jeffrey Hill) wird niemand mehr ernsthaft bestreiten. Die Mobilisierungskraft des modernen Sports, der sich seit den Anfängen des massenkulturellen Zeitalters um 1850 auszubilden begann und seitdem mehrere quantitative und qualitative Schübe hin zu einem planetaren Phänomen und Bedeutungsfeld erfuhr, war stets gewaltig. Eine enorme soziale Nachfrage entstand nach sportlichem Spektakel durch Andere wie auch nach eigener sportlicher Betätigung in allen erdenklichen Formen, vielfach geknüpft an persönliche Vorlieben, Lebensstile und Identitätsentwürfe. Im Zusammenspiel diverser Akteure – Sportler und Anhänger, Politiker und Funktionäre, Unternehmer und Medienmacher etc. – hat der Sport maßgebliche Trends des politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Alltags und Wandels seit Mitte des 19. Jahrhunderts zugleich beeinflusst und reflektiert. Steht somit die Frage nach der Relevanz des modernen Sports kaum mehr zur Debatte, so stellt sich doch nach wie vor die Frage nach der Legitimität von Sportthemen für die Geschichtswissenschaft, zumindest in Deutschland und Frankreich. Über Jahre und Jahrzehnte war hier wie dort zu konstatieren, dass professionelle Historikerinnen und Historiker allem Populär- bzw. Massenkulturellen – und damit auch dem Sport, besonders dem Fußball – mit schroffer Ablehnung begegneten.

Anders als in Großbritannien, wo die Fußballgeschichtsschreibung schon früh »akademische Würden« erlangte, begannen sich die Dinge im deutsch- und französischsprachigen Raum erst seit den späten 1980er-Jahren zu ändern. Die Gründe waren vielfältig. Mehr noch als zuvor eroberte damals Sport – und an vorderster Front wieder Fußball – in Spitze und Breite den Planeten: Professionalisierung, Kommerzialisierung, Medialisierung, Verdichtung und Globalisierung der Wettkämpfe traten in eine neue Wachstumsphase. Auch das akademische Feld wandelte sich und eine jüngere Generation mit geringeren Berührungängsten rückte auf universitäre Posten vor. Hinzu kamen wissenschaftliche Paradigmenwechsel und eine modern(isiert)e Kulturgeschichte, die Massensport und Populärkultur ernster nahm, vorbehaltloser erforschte und deren umfassende Erkenntnispotenziale betonte. Tatsächlich hat sich der fachdisziplinäre Umgang in den 2000er-Jahren weiter normalisiert. Auch deutsche und französische Forscherinnen und Forscher schickten sich mehr



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und mehr an, den fußballerischen Weg vom »Proletensport« zum »Kulturgut« (Gunter Gebauer) kritisch zu begleiten. Und doch – bei allen Fortschritten – bleibt eine gewisse Diskrepanz unübersehbar zwischen der Einsicht, Fußball sei ein mächtiges Gesellschaftsphänomen und legitimes Untersuchungsobjekt, und einem recht überschaubaren historiografischen Output.

Umso erfreulicher, dass mit der Revue »Football(s)« nunmehr im regelmäßigen halbjährlichen Turnus eine Zeitschrift erscheinen wird, die einerseits die Geschichte des Fußballs und verwandter Ballsportarten in den Blick nimmt und andererseits als Forum und Plattform für fußballhistorische Trends, Debatten und Kontroversen dienen soll. Im Zentrum stehen dabei nicht »unschuldige«, »harmlose« fußballerische Gesten, Bewegungen und Techniken, sondern – ganz im Sinne des Revue-Untertitels – Fußball als »phénomène social total« (Marcel Mauss) mit seiner kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aussagekraft weit über den Sport als solchen hinaus. Und dies weltweit: Denn auch wenn »Football(s)« französischsprachig daherkommt, wird Fußball als globales Phänomen des langen 20. Jahrhunderts thematisiert. Den markant internationalen Anstrich der Zeitschrift dokumentieren nicht zuletzt die Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats sowie das gute Dutzend an *correspondants étrangers*, denen die Aufgabe zufällt, historiografische Schlaglichter auf andere Länder zu werfen. Verantwortet wird »Football(s)« von Paul Dietschy, einem der renommiertesten Historiker überhaupt auf diesem Gebiet, zugleich Direktor des Centre Lucien Febvre an der Université Bourgogne Franche-Comté in Besançon, an dem die Zeitschrift auch redaktionell betreut wird.¹

Das Konzept sieht einen thematischen Schwerpunkt und feste, durchaus originelle Rubriken pro Heft vor: z. B. findet sich unter dem Stichwort *grands témoins* ein transkribiertes Zeitzeugengespräch mit dem früheren Nationaltrainer Michel Hidalgo (1976–1984) aus dem Jahr 2014 abgedruckt, unter *patrimoine footballistique* ein Essay über das Centenario-Stadion in Montevideo, unter *classiques du football* eine Nachbetrachtung zu Alfred Wahls fußballhistorischem Pionierbuch »Les archives du football« von 1989 oder unter *correspondances de l'étranger* prägnante Beiträge über Fußball und Vaterland in Argentinien, über das Museum des brasilianischen Fußballs in São Paulo, über das Wiedererstarken der Fußballgeschichtsschreibung in Italien oder das nationale Gedenken an die WM-Qualifikation Perus im Jahre 1970. Auch nicht fehlen darf ein Rezensionsteil (*médiathèque*), der neben Besprechungen zu wissenschaftlichen Werken auch solche zu fußballhistorischen Comics oder Filmen beinhaltet. Den thematischen Schwerpunkt der im Herbst 2022 veröffentlichten ersten Nummer von »Football(s)« bilden Spitzensport-Großereignisse: die Weltmeisterschaften, zu

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96950](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96950)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Die Zeitschrift erscheint im sofortigen Open Access auf der Publikationsplattform PREO der Université de Bourgogne in Dijon: <https://preo.u-bourgogne.fr/football-s/>.

denen die Zeitschrift neun Artikel unter dem Titel »[La Coupe du monde dans toutes ses dimensions](#)« bietet. Didier Rey beschäftigt sich mit fußballbezogenen Briefmarken im Umfeld der WM 1934 in Italien und 1938 in Frankreich, Joris Vincent mit der Begründung der ersten Rugby-WM 1987 und Xavier Breuil mit den Weltmeisterschaften im Frauenfußball, seit 1970 unter der Ägide eines in Turin ansässigen Internationalen und Europäischen Frauenfußballverbandes (FIEFF), seit 1991 dann unter Schirmherrschaft des Weltfußballverbandes (FIFA).

Das Gros der neun Artikel beleuchtet Facetten der seit 1930 ausgetragenen Fußball-WM der Männer. Christian Bromberger und Paul Dietschy diskutieren die fußballerischen, vor allem aber die politischen, menschenrechtlichen und ökologischen Grundprobleme eines WM-Gastgeberlandes im Nahen Osten über den Fall Katar hinaus; Luc Arrondel und Richard Duhautois fragen, für wen eigentlich eine Fußball-WM ein gutes Geschäft war (und ist), und benennen vorrangig die FIFA selbst, da der Wettbewerb rasch deren Haupteinnahmequelle ausmachte und aus einer organisationsschwachen und chronisch klammen Struktur seit den 1970er-Jahren einen *global player* entstehen ließ, und dies nicht nur in der Sportwelt. Patrick Mignon betrachtet das Spannungsverhältnis von Sport und Politik, von Spitzenfußball und republikanischem Modell in Frankreich seit den 1890er-Jahren, nicht zuletzt mit Blick auf das meritokratische Integrations- und Aufstiegsversprechen für soziale oder ethnische Minderheiten. Romain Gardi skizziert die kontroversen Debatten über einen passenden erfolgreichen Spielstil für die *équipe tricolore* im Kontext der WM 1934 und der WM 1938. Olivier Chovaux schildert die Rolle und das Selbstverständnis der unparteiischen *hommes en noirs* in der bisherigen WM-Geschichte sowie den Wandel von Regelwerken und Praktiken im internationalen Schiedsrichterwesen. Albrecht Sonntag setzt sich mit dem vielgestaltigen Erbe der »Sommermärchen-WM« 2006 in der Bundesrepublik auseinander, mit innovativen Momenten und Effekten einerseits, mit gewissen Grauzonen wissenschaftlicher wie offizieller Bilanzen andererseits.

Alles in allem vermag das erste Heft von »Football(s)« die selbst gestellten Ansprüche souverän einzulösen und einen bunten Strauß an nachdenklich-kritischen Einblicken und spannenden Einsichten in die facetten- und erkenntnisreiche Welt des (Fußball-)Sports und dessen Geschichte darzubieten. Als eine Fundgrube für alle, die über modernen Sport im langen 20. Jahrhundert sowie damit zusammenhängende sozioökonomische und soziokulturelle Transformationsprozesse forschen, wendet sich die Zeitschrift zugleich an fußballinteressierte Nichtwissenschaftlerinnen und Nichtwissenschaftler. Die Beiträge sind durchweg fundiert und quellenbasiert, zugleich pointiert, gut formuliert und leserfreundlich aufbereitet: selbst die längeren Artikel umfassen in der Regel 8, 10, 12 Seiten und dringen rasch zum Kern der Argumentation vor. Leserinnen und Leser dürfen gespannt sein auf die Folgeummern, Heft 2 liegt seit kurzem vor



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

mit einem Dossier zu »[Le football anglais entre ›people's game‹ et ›global game‹](#)«.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96950](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96950)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Carola Dietze, Deuxième chance. Helmuth Plessner (1892–1985) – Une biographie intellectuelle, Paris (Éditions de la Maison des sciences de l’homme) 2022, 564 p., ISBN 978-2-7351-2752-8, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
François Chaubet, Paris

Après la biographie de Habermas traduite en français il y a peu, voici celle d’un grand philosophe allemand du XX^e siècle, Helmuth Plessner. Assez méconnu à vrai dire en France qui ignore la tradition, toute germanique, de l’anthropologie philosophique dont relève l’œuvre de cet universitaire, principal héritier de Max Scheler, l’ouvrage en propose un passionnant portrait politique et culturel davantage peut-être que strictement philosophique (d’autres biographies récentes en Allemagne ont traité cet aspect-là des choses). L’ampleur de la documentation (archives de différentes universités, correspondances, entretiens oraux) ajoutée à une bibliographie imposante confère à cette entreprise scientifique une érudition de premier plan. L’appareil de notes, d’une grande richesse, s’avère souvent d’une lecture autant indispensable qu’éclairante. Le cœur de l’ouvrage s’articule autour de la question de l’exil aux Pays-Bas de Plessner entre 1934–1951 et sa remigration en RFA à partir de cette date jusqu’à sa retraite en 1962. Il s’inscrit ainsi dans l’abondante littérature consacrée aux formes transnationales de l’exil scientifique et intellectuel européen des années trente et quarante. À partir de son étude de cas, l’auteur reconstitue alors une bonne partie du fonctionnement politique de l’université allemande dans le champ des sciences humaines et sociales entre le début des années trente et le début des années soixante. Par ailleurs, avant, pendant et après l’exil, le livre se penche sur les idées libérales de Plessner confrontées depuis les années vingt aux philosophies radicales de certains contemporains (Heidegger, Carl Schmitt), au nazisme et, à un moindre degré, au conservatisme parfois obtus d’une certaine RFA dans les années cinquante. Avant l’exil de 1934, une centaine de pages sont dédiées aux années de formation et d’épanouissement philosophique du jeune Plessner dont l’œuvre majeure, »Les degrés de l’organique et de l’homme« (1928) traduisait la tentative d’articuler la phénoménologie, le néo-criticisme kantien et l’herméneutique de Dilthey. On y lit le parcours intellectuel complexe qui le mène à l’anthropologie philosophique afin de combler l’abîme qui séparait philosophie et sciences empiriques dans un mouvement de concrétisation de la phénoménologie. L’auteur est assez rapide sur les aspects strictement philosophiques du courant qui a fortement décliné après 1945 (en dépit de la réputation d’Arnold Gehlen). Plessner qui devait s’inscrire à l’université de Cologne comme le digne successeur de Max Scheler voit sa carrière entravée par un conflit avec ce dernier, avant d’être expulsé de l’université par les nazis pour raison raciale (son père est juif, converti au protestantisme). Commence une longue expatriation forcée de 15 ans que le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l’Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

livre documente remarquablement en tirant profit des nouvelles orientations prises par la recherche sur l'exil. Deux traditions avaient dominé pendant des décennies qui portaient l'une sur l'examen de l'ajustement (ou pas) de l'exilé à la société d'accueil, et l'autre (chez Kracauer, Adorno, Coser) sur l'idée d'une inventivité intellectuelle propre aux personnes déplacées. Les nouvelles recherches sur l'exil (citons, en français, la thèse de Laurent Jeanpierre que, malheureusement, le livre ignore) examinent désormais d'une part le profil de l'exilé (caractéristiques culturelles et politiques, âge, insertion ou non dans des réseaux académiques internationaux avant l'exil, etc.) et d'autre part mettent l'accent sur la dimension politique de l'exil. L'autrice suit donc en détail le parcours difficile de Plessner au sein de l'université hollandaise (il devient professeur titulaire en sociologie seulement en 1946) et, à un moindre degré dans la société hollandaise (il dispose d'un contingent d'amis non négligeables). Cette insertion à demi-réussie tient sans doute au fait que Plessner n'était pas titulaire en 1934 en Allemagne et manquait de notoriété; elle relève surtout de sa situation assez particulière vis-à-vis de l'Allemagne: jusqu'en 1940, il y séjourna longuement sans encombre (il ne fait pas de politique antinazie en Hollande), voit et correspond avec beaucoup d'anciens collègues restés au pays. Son émigration ne fut pas de »rupture« comme le fut celle de l'immense majorité des exilés raciaux germaniques mais plutôt »d'attente«, à la manière des exilés politiques de gauche qui attendirent la fin du nazisme. Sur le côté politique de l'exil de Plessner, bien que très prudent dans ses prises de position jusqu'en 1943 (il doit alors démissionner de son poste de chercheur à Groningue), il faut malgré tout relever la publication importante en 1935 de son livre peut-être le plus connu par le public, »Destin de l'esprit allemand«, réflexion en termes de Sonderweg (»voie particulière«), et qui occupe, à ce titre, une place privilégiée (bien que contestée aujourd'hui) dans l'historiographie sur le parcours illibéral de l'Allemagne après 1848. L'ouvrage fut réédité tel quel (il contenait des passages assez négatifs sur la république de Weimar) en 1959 avec seulement une nouvelle introduction.

Le deuxième pivot du livre porte sur l'histoire politique de l'université allemande entre 1933 et la fin des années cinquante. La période clé étudiée est celle de l'après-1945 quand tente de se reconstituer en RFA une nouvelle vie académique à laquelle Plessner participe dès 1946. L'autrice déploie une érudition sans failles pour examiner le fonctionnement universitaire, les recrutements au premier chef. À travers les sollicitations dont fait l'objet Plessner après-guerre, elle montre le poids des réticences politiques et raciales qui continuent de s'exercer à l'encontre de Plessner dans l'Université (théoriquement) dénazifiée. Elle illustre aussi le poids des acteurs politiques qui ont le pouvoir de valider (ou pas) le choix des comités de sélection: à Hambourg, Plessner est récusé par le ministre de l'Éducation social-démocrate alors qu'à Gottingue, en 1950, c'est un ministre de ce même parti qui valide le choix du comité de sélection. Le retour en Allemagne de Plessner se heurta ainsi à la méfiance qui pesait alors le plus souvent sur les exilés. Une fois nommé, et bien que se refusant



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

à toute accusation ad hominem, il fut néanmoins en butte à des vexations diverses, des formes de dédain plus ou moins explicites de la part de collègues (Gehlen et le sociologue Schelsky notamment) au parcours pourtant fort trouble durant la période nazie. Cette configuration peu édifiante du monde scientifique allemand, rétif aux changements, confit dans des »pactes de silence« entre anciens nazis et anciens persécutés (toutefois Plessner s'opposa à la nomination de Gehlen à Heidelberg), avait de quoi décourager les meilleures bonnes volontés. Ici, sur ces dernières années de vie universitaire active, le livre est peut-être un peu rapide sur l'activité »d'intellectuel public« que joue l'auteur d'un »Destin allemand«. Ce dernier parle à la radio, publie dans des journaux, appuie les politiques en faveur de l'éducation populaire, et réédite donc son ouvrage de 1935. En résumé, cette biographie nous donne un remarquable aperçu culturel et politique de ce que fut une grande partie de l'université allemande entre 1920 et 1960, entre certains sommets intellectuels des années 1920 et l'abîme assez profond que fut la période des années 1930–1950. Plessner a tenté, et réussi dans l'ensemble, à rester en altitude.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96953](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96953)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean-Philippe Dumas, Alexandre Millerand. Un combattant à l'Élysée, Paris (CNRS Éditions) 2022, 379 p. (Bibliothèque allemande, Série Philia), ISBN 978-2-271-11600-0, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sebastian Petznick, Freiburg im Breisgau

Wollte man die Dynamik der Dritten Französischen Republik von der Belle Époque bis zu ihrem traurigen Ende 1940 schreiben, so würde Alexandre Millerands Lebenslauf interessierten Historikerinnen und Historikern nahezu unerschöpfliche Anknüpfungspunkte bieten: Er war erster sozialistischer Minister Frankreichs, Kriegsminister direkt vor und während der ersten Phase des Ersten Weltkriegs, Generalkommissar im wiedergewonnenen Elsass-Lothringen nach 1918, Ministerpräsident, Staatspräsident und schließlich bis zum Zweiten Weltkrieg Senator. Dennoch ist er weit davon entfernt, den Bekanntheitsgrad anderer zentraler Akteure dieser Jahre zu erreichen. Auch die geschichtswissenschaftliche Betrachtung hat ihm neben Figuren wie Georges Clemenceau, Raymond Poincaré oder Aristide Briand zu wenig Beachtung geschenkt – zumindest ist das die Ausgangsthese Jean-Philippe Dumas in der von ihm vorgelegten Biografie¹.

Auf 325 Seiten (plus Anhang) schildert Jean-Philippe Dumas streng chronologisch das Leben des französischen Politikers. In 14 Kapiteln widmet er sich zunächst Kindheit und Studium (S. 15–30), dann den ersten Jahren als Anwalt sowie den ersten politischen Schritten als Stadtrat in Paris und junger Abgeordneter (S. 31–50). Es folgen seine Hinwendung zum Sozialismus, sein Einsatz für Arbeiterrechte und sein Engagement in der Dreyfus-Affäre (S. 51–76), seine Amtszeit als Handels- und Industrieminister unter Pierre Waldeck-Rousseau 1899–1902 (S. 77–98), seine Beteiligung am Richtungsstreit innerhalb des französischen Sozialismus auf Seiten Jean Jaurès' (S. 99–114). Die folgenden Kapitel behandeln seine Amtszeiten als Minister für öffentliche Bauten und Kriegsminister vor 1914 (S. 115–136), seine erneute Amtszeit als Kriegsminister 1914–1915 und seine Rolle bei der Organisation der Kriegswirtschaft (S. 137–166), seine Zeit als Chef des *commissariat général de la République* in Straßburg 1919 sowie als Ministerpräsident 1920 (S. 167–184). Ein weiteres Kapitel widmet sich Millerands Rolle als Ministerpräsident bei der Suche nach einer neuen europäischen und globalen Friedensordnung (S. 185–213), bevor Kapitel 10 und 11 ausführlich Millerands



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Allerdings führt er selbst drei weitere Biografien im Literaturverzeichnis auf, etwa die auch noch nicht übermäßig alte, lesenswerte Arbeit von Jean-Louis Rizzo, *Alexandre Millerand, socialiste discuté, ministre contesté et président déchu (1859–1943)*, Paris 2013.

Präsidentschaft 1920–1924 beleuchten (S. 213–266). Die letzten Kapitel behandeln Millerand als Senator 1925–1940 (S. 267–290), seine letzten Jahre als Privatmann im *État français* (S. 291–302) sowie seinen Tod 1943 und sein Nachwirken (S. 303–312).

Positiv hervorzuheben ist die Detailarbeit Dumas'. Für die Biografie hat er die umfangreichen, bislang nur teilweise erschlossenen Archivbestände und Nachlässe Millerands in den Archives nationales sowie den Archives diplomatiques ausgewertet. Auf dieser breiten Basis kann er vor allem die politische Laufbahn Millerands dicht nacherzählen. Dabei wirft er immer wieder interessante Seitenblicke etwa auf dessen Rhetorik, wichtige Reden oder Reformvorhaben. So zeichnet er ein detailliertes Bild der politischen Karriere Millerands, das durch andere Aspekte wie seine Tätigkeit als Anwalt oder sein Privatleben ergänzt wird.

Diese dichte Beschreibung hat allerdings auch Nachteile: Dumas beschränkt sich über weite Strecken auf die Erzählung des Lebenslaufs. Historische Kontexte werden nur knapp ausgeführt. Diese Reduzierung der Kontextualisierung auf das absolut notwendige Minimum führt dazu, dass das Handeln Millerands in einigen Passagen im luftleeren Raum stattzufinden scheint und über Psychologisierungen erklärt wird. Gerade bei seinem Handeln als Staatsmann kommt die Betrachtung von Interaktionen mit anderen institutionellen oder individuellen Akteuren vergleichsweise kurz. Diese wären aber für die Beurteilung der politischen Prozesse essenziell. Gerade vor dem Hintergrund der detaillierten Quellenbasis vergibt Dumas die Gelegenheit, die wendungsreiche Karriere Millerands stärker auf ihre Aussagekraft hinsichtlich der Entwicklung der Dritten Republik zu befragen. Der weitere Blickwinkel hätte dabei auch Elemente der persönlichen Entwicklung Millerands – etwa seinen Wandel vom Sozialisten zum moderaten Konservativen – erhellen können, die Dumas zwar erzählerisch nachvollzieht, aber nicht erklärt.

Immer wieder fehlt Dumas auch der Abstand zu seinem Gegenstand. Er schreibt gegen die seiner Meinung nach zu negative Bewertung Alexandre Millerands an (S. 9–12). Entscheidungen und Reformideen werden dadurch sehr positiv, seine Gegner dagegen – allen voran sein politischer Konkurrent Aristide Briand – regelmäßig negativ beurteilt. Dabei bedient sich Dumas einer zum Teil normativ gefärbten Sprache. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass sich Dumas stark auf Millerands unveröffentlichte Memoiren stützt, die dieser in den letzten Jahren seines Lebens verfasst hat². Dabei übernimmt er oft die retrospektiven Einschätzungen Millerands, ohne die Quelle auf ihre Verlässlichkeit zu befragen. In der Kombination mit der reduzierten Kontextualisierung entsteht dabei das Bild eines Mannes, der einen Blick für nahezu alle Probleme der Zeit hatte und der viele davon auch zu lösen verstanden hätte, wenn



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Alexandre Millerand, *Mes souvenirs* (1859–1941). Contribution à l'histoire de la Troisième République, 22. April 1941, AN 470AP/1.

man ihn gelassen hätte – ein Urteil, das vor allem in Bezug auf konflikthafte Politikfelder wie beispielsweise die Elsasspolitik oder die französische Mandatspolitik in Syrien verkürzt bis fragwürdig erscheint. Diese Art der Darstellung mag auch zum Teil dem Format spezifisch französischer Biografik geschuldet sein, aus historiografischer Perspektive wirkt es dennoch befremdlich.

So bleibt unterm Strich eine Biografie, die mit zahlreichen wertvollen Informationen über das Leben Alexandre Millerands aufzuwarten weiß, deren historischer Mehrwert darüber hinaus allerdings begrenzt bleibt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Sarah Ehlers, Sarah Frenking, Sarah Kleinmann,
Nina Régis, Verena Triesethau (Hg.), Begrenzungen,
Überschreitungen – Limiter, franchir.
Interdisziplinäre Perspektiven auf Grenzen und
Körper – Approches interdisciplinaires sur les
frontières et les corps, Göttingen (V&R) 2021,
299 S., 7 Abb. (Deutschland und Frankreich im
wissenschaftlichen Dialog/Le dialogue scientifique
franco-allemand, 11), ISBN 978-3-8471-1297-6,
EUR 45,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Yanis Arbia, Paris

L'ouvrage collectif »Begrenzungen, Überschreitungen – Limiter, franchir« dirigé par Sarah Ehlers, Sarah Frenking, Sarah Kleinmann, Nina Régis et Verena Triesethau, est une contribution interdisciplinaire portant sur l'étude du rapport entre corps et frontières. Alliant des approches telles que les *border* et *body studies*, la psychanalyse, l'histoire de l'art, la sociologie, l'histoire du corps et les études de genre, les autrices ont publié cet ouvrage en allemand et français avec des traditions »sémantiques« et des concepts propres à leurs socialisations académiques. Les différents contributeurs et contributrices de cet ouvrage apportent un regard transnational sur ces thématiques présentes dans nos sociétés actuelles, mais aussi passées, aussi bien en Europe occidentale, qu'en Afrique ou encore en Russie.

Le présent ouvrage est divisé en quatre parties thématiques et composé de douze contributions. L'introduction de S. Ehlers, S. Frenking, S. Kleinmann et V. Triesethau amorce la réflexion sur les questions de frontières et de corps. Celle-ci est publiée d'abord en allemand puis en français grâce à une traduction de N. Régis. Dans ce »double texte«, les quatre autrices s'attèlent à expliquer leur démarche transnationale et bilingue, ainsi qu'à définir les deux termes fondamentaux de »corps« et de »frontières« (p.11–15 et 34–40). Ainsi, la frontière est conçue sous ses aspects territoriaux et spatiaux et le corps définit aussi bien l'aspect physique d'un individu ou d'un groupe, mais il est aussi compris comme un objet de représentations et de *policing*. La dernière partie de ce texte a pour but de définir trois autres termes qui traversent l'ouvrage: »expérience«, »espace« et »violence« (p. 15–24 et 40–49). Cette introduction conceptuelle, abondante, mais précise, permet aux autrices de proposer un cadrage conceptuel flexible, mais rigoureux.

La première partie de l'ouvrage rassemble trois contributions traitant des modalités et des natures différentes du franchissement des frontières. La première contribution de l'historienne S. Frenking analyse le rôle médiatique et politique de la frontière



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

franco-allemande autour de 1900. La thèse de l'autrice selon laquelle le rôle de la police concrétise la frontière, la garde pour matérialiser l'existence de la nation et que les transfrontaliers et transfrontalières remettent parfois en cause la réalité des séparations territoriales, est convaincante. Le *policing* des corps de ces derniers devient dès lors un enjeu politique et médiatique. Le texte de l'ethnologue Kirstin Kastner a pour sujet l'expérience de migration de femmes nigérianes vers l'Europe. Grâce à cette perspective postcoloniale, l'autrice traite de la violence genrée subie par ces femmes aux frontières qu'elles traversent, de la transformation de leurs corps dans la «clandestinité». Le psychologue Adrien Cascarino propose une réflexion et le compte-rendu d'un suivi psychanalytique d'une adolescente aux «agissements auto-agressifs» (tentative de suicide et scarifications). Si le thème du corps de l'individu joue un grand rôle, celui de la frontière est plus subtil, sans doute parce que l'approche dénote par sa démarche particulière. Dans ce premier axe, la performance du franchissement des frontières par des corps est illustrée par des études de cas relatives aux enjeux toujours reliés à différentes normes sociales, politiques et parfois médiatiques.

Le deuxième axe du livre a pour but l'analyse de la production de frontières. Le sociologue et spécialiste d'Europe de l'Est Tonio Weicker a produit un article dont l'objet d'étude sont les *marschrutkas* (taxis collectifs). Il y questionne par la théorie des affects cette pratique de mobilité qui redéfinit l'espace public et ses frontières sociales urbaines dans la Russie postsoviétique. Ainsi la rencontre d'individus dans ces *marschrutkas* permet une analyse de l'accessibilité à ces microcosmes qui est limitée, mais aussi conditionnée par un modèle économique basé sur l'exploitation des travailleurs. L'historienne de l'art Marie-Dominique Gil qui analyse la représentation et la performance de mise en cage ou «encagement» nu de femmes grâce à différentes photographies et cartes postales du XX^e siècle. M.-D. Gil y établit que l'encagement et la nudité du corps de femmes dans une société patriarcale sont une expression des frontières établissant une hiérarchie des corps et des genres dans les différentes formes d'arts du siècle dernier. Les études de cet axe de recherche délaissent quelque peu la frontière territoriale et explorent l'agentivité et la performance des corps dans des espaces sociaux empreints des hiérarchies genrée et économique.

Le troisième axe questionne la pratique de différenciation «le long de la frontière». La première étude de cas est menée par S. Kleinemann et a pour objet d'étude l'articulation des frontières nationales et sociales entre l'Allemagne et la Pologne pendant le XX^e siècle. Plus précisément, c'est la représentation criminelle et déviante, donc l'altérisation de populations polonaises dans la région de Görlitz depuis 1945 qui y est analysée dans une approche de sciences de la culture empiriques. L'autrice trace des continuités historiques dans la stigmatisation du corps de «l'autre» à l'aune de concepts comme *boundaries* et *border*. La contribution suivante de Katell Brestic traite de la (ré)affirmation identitaire des réfugiés et réfugiées de langue allemande et de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

confession juive en Bolivie entre 1933 et 1945. La germaniste et historienne K. Brestic développe une étude chronologique sur les corps persécutés puis exilés et ainsi soumis à différentes frontières sociales et spatiales avant d'explorer les stratégies de réaffirmation du corps par des activités physiques, notamment dans un idéal sioniste. Le texte du philosophe et linguiste V. Triesethau est une réflexion phénoménologique sur le concept d'expérience sexuelle. Ici, l'autrice prend en considération la relation de corps lors de rencontres sexuelles en s'appuyant sur la théorie d'intercorporité. Ainsi, les conditionnements sociaux sont pris en compte lors de ces rencontres et posent le problème du corps et de la frontière sous un tout autre format.

Le dernier axe questionne le contrôle et la violence infligés sur les corps en guerre ou en migration. L'historienne N. Régis revient sur l'adaptation des corps civils allemands face à la faim pendant la Première Guerre mondiale par le prisme du pain. Le passage du pain blanc au pain noir marque un changement de production, mais montre surtout un changement dans les habitudes de consommation conditionnées par une guerre qui entraîna souffrances et privations des corps. Le texte suivant de l'historienne S. Ehlers se concentre sur le rôle des médecins coloniaux dans le traitement des maladies du sommeil. On y voit la manière qu'eurent les médecins coloniaux d'identifier les »corps« malades, puis de contrôler la mobilité de ces patients. Une des réponses apportées par les autorités médicales et administratives coloniales fut d'établir des camps de malades du sommeil afin d'immobiliser les Africains et Africaines malades pour pleinement marquer les frontières coloniales et internationales à des corps colonisés. Le sociologue Fabio Santos s'intéresse au passage des corps migrants par des frontières périphériques européennes. Il met en perspective la difficile migration vers la Guyane, Mayotte ou encore Ceuta et Melilla. Ces frontières terrestres et maritimes sont moins connues, mais soumettent les corps migrants à des dangers de mort.

Cet ouvrage collectif est une contribution importante et démontre de manière innovante et diverse comment la question du rapport entre les corps et les frontières peut être traitée à partir de différentes perspectives sans pour autant outrepasser ces ambitions conceptuelles. Les différentes approches épistémologiques qui font la force de cet ouvrage peuvent paraître surprenantes à la première lecture, pourtant, le propos de ce livre témoigne aussi de la possibilité de questionner des enjeux actuels en adoptant un discours politique assumé sans toutefois nuire au propos et à la méthode.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96957](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96957)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pierre-Philippe Fraiture (ed.), *Unfinished Histories. Empire and Postcolonial Resonance in Central Africa and Belgium*, Leuven (Leuven University Press) 2022, 426 p., ISBN 978-94-6270-357-5, EUR 35,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Julien Bobineau, Giebelstadt

L'ouvrage collectif, dirigé par Pierre-Philippe Fraiture, aborde le sujet des espaces de résonance coloniaux et postcoloniaux dans le contexte des relations belgo-africaines. L'accent est mis sur les anciennes colonies belges en Afrique subsaharienne, dont l'actuelle République démocratique du Congo (RDC) ainsi que le Rwanda et le Burundi. La publication, comprenant au total 17 contributions issues de différentes disciplines des sciences culturelles, est introduite par l'éditeur et est ensuite divisée en cinq unités thématiques. L'introduction offre d'abord un aperçu kaléidoscopique du contexte historique, économique et géopolitique des contacts culturels belgo-africains, avant de mettre en lumière les discours coloniaux et postcoloniaux qui y sont liés dans la littérature, la science et les médias.

La première partie »Regimes of Knowledge and Decolonisation« se concentre sur les formations de savoir postcoloniales et les formes possibles d'infraction décoloniale des structures eurocentriques en Belgique: Dónal Hassett se penche sur le réaménagement de l'AfricaMuseum de Tervuren, autrefois colonial, dans une perspective critique et demande une plus grande représentation des acteurs africains et/ou diasporiques dans la transition postcoloniale du musée. Nicki Hitchcott examine la représentation du Rwanda dans la période qui a suivi le génocide de 1994 à l'aide de trois romans belges et conclut dans son analyse littéraire que la domination coloniale belge au Rwanda est aujourd'hui transfigurée, niée et dissimulée en Belgique. La contribution de Catherine Gilbert analyse différents matériels d'enseignement en rapport avec le génocide au Rwanda et plaide pour un ancrage officiel de l'histoire coloniale belgo-rwandaise dans les programmes scolaires belges.

Dans la deuxième partie intitulée »International Resonances«, Robert Burroughs s'intéresse de plus près à l'implication impériale du Congo au Pays de Galles et considère le rôle de la Grande-Bretagne comme bénéficiaire »passif« de la colonisation belge dans le bassin du Congo. Yvette Hutchison se concentre sur les formes de protestation performatives en tant que résistance à l'amnésie coloniale en Belgique et se penche sur le potentiel d'impact des représentations physiques à l'aide d'exemples choisis de performances postcoloniales. Albert Kasanda évalue les potentiels de la critique postcoloniale en se concentrant sur les publications littéraires en tchiluba, l'une des quatre langues nationales africaines de la RDC: l'auteur arrive à la conclusion que la politique linguistique coloniale a contribué à la standardisation



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de la langue africaine, mais que la simple existence de la littérature en tchiluba comme contrepoint aux langues européennes contient déjà une critique coloniale.

La troisième partie »Imperial Practices and Their After« est introduite par une analyse de la couverture médiatique des élections présidentielles au Burundi en 2020: Caroline Williamson Sinalo compare les récits et les discours dans les médias belges et burundais dans une perspective postcoloniale, avec pour résultat que les stéréotypes (néo)coloniaux dominent toujours, en particulier dans l'approche belge. Reuben A. Loffman étudie le maintien et la réinterprétation de l'architecture coloniale dans les zones rurales de la RDC à l'exemple de la ville de Kongolo, dans l'est de la RDC, en se basant sur l'approche d'Ann Laura Stoler d'une »ruination impériale«. Dans la contribution de Sarah Aren, l'accent est mis sur les effets des structures et de la politique agricoles coloniales: l'autrice utilise des planifications relatives à l'agriculture en RDC, qui datent de l'époque coloniale belge, pour rendre visibles les clichés coloniaux et les déconstruire par des lectures alternatives. Dans son article, Chantal Gishoma se concentre sur le prêtre, philosophe et écrivain rwandais Alexis Kagame et élabore sa contribution complexe à la domination coloniale belge et à la production de savoir indigène.

Dans la quatrième partie »Trans-African Entanglements«, l'accent est mis sur les échanges transafricains: Sky Herington examine la représentation continue des structures spatiales et racistes coloniales dans une nouvelle et deux drames inédits de Sony Labou Tansi, un écrivain qui a vécu et travaillé temporairement à la fois à Kinshasa et dans la ville voisine de Brazzaville. Maëline Le Lay compare les espaces littéraires et les possibilités postcoloniales d'échapper à ces topoï spatiaux dans des romans choisis de Valentin Yves Mudimbe (RDC), Antoine Ruti et Saverio Naygiziki (Rwanda). La quatrième partie se termine par l'analyse littéraire de Hannah Grayson du best-seller »Petit Pays«, publié par l'écrivain franco-burundais Gaël Faye, qu'elle étudie en accordant une attention particulière aux résonances transafricaines du personnage principal, Gabriel, traumatisé et déstabilisé par le génocide.

Dans la cinquième partie, »The Emergence of Diasporic Agents«, Bambi Ceuppens confronte les réalités artistiques du Congo dans le domaine des arts visuels et de la musique avec les stéréotypes qualifiés de »congoïsme« d'un Congo »sombre« et »sous-développé«. Matthias De Groof compare le film colonial belge »Les seigneurs de la forêt« avec la production congolaise postcoloniale »Mother Nature«, avec pour résultat l'observation d'un renversement de motif qui transforme la nature, autrefois colonisée par l'Europe, en acteur désormais colonisateur. Le volume se termine par la contribution de Pierre-Philippe Fraiture, qui considère »Tram 83« de Fiston Mwanza Mujila et »Généalogie d'une banalité« de Sinzo Aanza comme des textes ayant le potentiel d'actualiser de manière critique les figures, toponymes et objets

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96958](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96958)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

coloniaux et de mettre en évidence leurs ruptures avec les conventions romanesques.

Le recueil apporte une contribution importante et nuancée à la localisation académique du contact culturel entre la Belgique et »ses« anciennes colonies en Afrique. Le thème général du livre a gagné en importance et en attention, notamment grâce au mouvement mondial Black Lives Matter et à ses répercussions en Belgique, ce qui explique la grande pertinence sociale des questions traitées dans le recueil. L'approche adoptée par presque toutes les contributions, qui consiste à considérer les espaces de résonance idéels et matériels des relations belgo-africaines comme des zones de contact interculturelles et à explorer leur potentiel pour une compréhension plus inclusive, est particulièrement convaincante. Ainsi, le recueil ne contribue pas seulement à la déconstruction des stéréotypes coloniaux, mais offre également des points de départ pour l'établissement durable de relations interculturelles. Les critiques de ce volume pourraient faire remarquer qu'il aurait été judicieux, à certains endroits, de fixer des priorités thématiques plus consistantes – et donc plus cohérentes – entre les différentes contributions. Toutefois, l'étendue disciplinaire et thématique de ce recueil et sa structure presque comparatiste contribuent à sa grande qualité et au gain de savoir qui en découle. D'un point de vue formel, l'absence de numérotation des sous-chapitres dans les différentes contributions a par endroits des effets négatifs sur l'orientation du lecteur, tandis que les conclusions récapitulatives font défaut dans deux contributions. Ces critiques formelles n'affectent cependant pas la qualité exceptionnelle et la minutie des travaux scientifiques.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96958](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96958)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sarah Frenking, Zwischenfälle im Reichsland. Überschreiten, Polizieren, Nationalisieren der deutsch-französischen Grenze (1887–1914), Frankfurt a. M. (Campus Verlag) 2021, 442 S., 31 Abb. (Campus Historische Studien, 81), ISBN 978-3-593-51432-1, EUR 49,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Rainer Möhler, Saarbrücken

Bei einer Wanderung auf dem GR 5 durch die Vogesen stößt man nicht nur auf Spuren des Ersten Weltkrieges, auf verrosteten Stacheldraht und eingestürzte Schützengräben, sondern auf einsamen Höhenwegen auch auf alte, verwitterte, zum Teil überwachsene oder umgestürzte Grenzsteine, auf deren entgegengesetzten Seiten jeweils ein D und ein F eingraviert ist. Es handelt sich dabei um materielle Überreste einer zeitgenössisch aufwändig markierten und aufmerksam kontrollierten Grenze zwischen dem 1871 errichteten Reichsland Elsass-Lothringen und Frankreich. Diese Grenze war zunächst im Versailler Präliminarfrieden im Februar 1871 auf dem beigelegten Kartenmaterial grün eingezeichnet und im Artikel 1 detailliert beschrieben worden: »Die Demarkationslinie beginnt an der nordwestlichen Grenze des Kantons Cattenom gegen das Großherzogthum Luxemburg, folgt südwärts [...] und erreicht die Schweizergrenze, indem sie längs der Ostgrenze der Gemeinden Jonchery und Delle hinläuft«. Eine gemeinsame deutsch-französische Grenzkommission, bestehend aus Ingenieuren, Kartografen, Geografen und Landvermessern, brauchte mehrere Jahre bis 1877, bis diese 285 Kilometer lange Grenzlinie auch in der realen Landschaft sichtbar geworden war: Zunächst durch Grenzpfähle und -zeichen, später dann durch eine systematische »Versteinerung« mit circa 4000 durchnummerierten Grenzsteinen. Doch damit war diese Arbeit nicht getan: Eine gemeinsame Grenzregulierungskommission musste sich die nächsten Jahrzehnte um die Instandhaltung der Steine kümmern, regelmäßige Inspektionsreisen unternehmen und darüber zweisprachige Protokolle anfertigen – die Grenzsteine symbolisierten daher einerseits die Trennlinie zweier mehr oder weniger verfeindeter Nationen, andererseits zwangen sie aber zu einvernehmlicher Zusammenarbeit.

In ihrer Göttinger Dissertation von 2020: »Zwischenfälle im Reichsland: Überschreiten, Polizieren, Nationalisieren der deutsch-französischen Grenze (1887–1914)« (Betreuerinnen waren Rebekka Habermas und Iris Schröder), beschreibt Sarah Frenking detailliert den Alltag an dieser nationalen Grenze am Beispiel der 1887 eingerichteten Grenzpolizeistelle Altmünsterol (heute Montreux-Vieux) im Oberelsass, eine von zunächst fünf, später neun Grenzpolizeistellen in Elsass-Lothringen. Diese neuartige Institution staatlicher Kontrolle war eine Reaktion auf die Zuspitzung des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

deutsch-französischen Gegensatzes in den Jahren des aggressiven Revanchismus des französischen Kriegsministers Boulanger 1886/1887, wurde jedoch auch Vorbild für die Ausgestaltung der deutschen Reichsgrenze im Osten. Frenking untersucht in ihrer kulturhistorischen Dissertation den Zusammenhang von Grenzen und Nationsbildung, ihr zentrales Anliegen ist es, »den Prozess des *border making* auf verschiedenen Ebenen und aus verschiedenen Perspektiven nachzuzeichnen und nach der Bedeutung des Nationalen für territoriale Praktiken und die Wahrnehmung der Grenze zu fragen« (S. 34). Sie betont, dass die zunächst lediglich auf dem Papier fixierten Grenzen erst durch ein vielfältiges Zusammenspiel unterschiedlichster Akteure (vor allem den Grenzbeamten und den Grenzgängern) soziale Realität wurden.

Frenking interessiert sich in ihrer Studie weniger für die nationale politische Ebene der deutschen Westgrenze. Sie nimmt stattdessen mit einem mikrohistorischen Ansatz exemplarisch das alltägliche Geschehen an der kleinen Grenzstation Altmünsterol genau in den Blick, achtet auf den dortigen Aushandlungscharakter der Grenze, trägt dem Eigensinn der polizierten Grenzgänger Rechnung und will mit dieser Methode im Sinne einer »histoire croisée« und einem »jeux d'échelles« dem Lokalen im (Trans)Nationalen und dem (Trans)Nationalen im Lokalen nachspüren (S. 28). Ihre zentrale Quelle hierfür sind die Berichte der Altmünsteroler Grenzpolizeibeamten an die übergeordnete Behörde, die neben ihrem eigentlichen administrativen Zweck zugleich auch als Ego-Dokumente des jeweiligen Beamten gelesen werden können. Ergänzend wird von ihr mittels der in den Departementsarchiven vorgefundenen Zeitungsausschnittsammlungen die öffentliche Wahrnehmung dieser Grenze in Deutschland und Frankreich thematisiert.

Ihr Buch ist in zwei unterschiedlich große Teile gegliedert. Zunächst bekommen die Leserinnen und Leser im ersten Teil auf circa 100 Seiten einen Überblick über die materielle Gestaltung der Grenze und die diese markierenden Objekte – wie die bereits erwähnten Grenzsteine und weitere, mit nationalen Hoheitszeichen versehenen hölzerne oder wie im deutschen Fall gusseiserne Grenzpfähle, die in dieser dauerhaften Form nur an der westlichen Reichsgrenze existierten. Anschließend stellt sie den räumlichen Ort der Grenzkontrolle in Altmünsterol und ihre dort tätigen Beamten in den Jahren seit 1887 vor. In dem deutlich umfangreicheren zweiten Teil schildert Frenking auf circa 260 Seiten den Alltag an der Grenze und seine öffentliche Wahrnehmung, die Geschichte des massenhaften Kontrollierens und Identifizierens, der Befragungen, des Zurückweisens oder der Erlaubnis zum Überschreiten der Grenze.

Sie unterscheidet dabei fünf verschiedene Grenzgängergruppen: Die ansässige Grenzbevölkerung, für die die neue politische Grenzsetzung oftmals traditionelle soziale, wirtschaftliche und religiöse Verbindungen trennte, was vor allem in den Anfangsjahren zu zahlreichen, eher harmlosen

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96961](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96961)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Grenzzwischenfällen führte; zu dieser Gruppe zählt sie auch die einheimischen touristischen Grenzgänger des Reichslandes, für die der Besuch und das Überschreiten der Grenze (vor allem am Touristen-Hotspot Col de la Schlucht) ein aufregendes Erlebnis war, von dem dann mittels einer Postkarte nach Hause berichtet wurde. Die Einführung des Passzwangs in den Jahren 1888 bis 1891 führte bei der zweiten Gruppe der Durch- und Einreisenden zu zahlreichen Protesten, da die Kontrolle der Identität mittels eines Lichtbildausweises als diskriminierend, anachronistisch und einem modernen Staatenleben fremd angesehen wurde. Die Grenze in ihrer undurchdringlichen, abweisenden Form erfuhr die dritte Gruppe der zeitgenössisch unerwünschten Reisenden, vor allem die auf beiden Seiten der Grenze diskriminierten »Landstreicher, Bettler, Zigeuner«: Hier konnte es immer wieder passieren, dass diese Personen im Grenzraum festgesetzt wurden, weil sie für keine Seite der Grenze eine Einreisegenehmigung erhielten. Die in beiden Nationen grassierende Angst vor Spionen machte sich vor allem in den Grenzräumen bemerkbar; hier galt es, als vierte Gruppe, verdächtige Personen oder sogar ganze Nachrichtennetzwerke rechtzeitig zu entlarven. Zuletzt widmet sich Frenking den Grenzüberschreitungen durch Soldaten, die sich oftmals im Zusammenhang mit Militärmanövern ereigneten, sowie mit der aufkommenden Luftfahrt der Verletzung der Grenze im Luftraum.

In den Berichten der Grenzpolizeibeamten finden sich eher Grenzzwischenfälle als der normale Grenzalltag wieder; dasselbe gilt für die deutsche und französische Medienberichterstattung, die vor allem über skandalöse Fälle informierten. Internationale Aufmerksamkeit bis hin zu Kriegsrhetorik erregte 1887 die »Schnäbele-Affäre«, als der im Grenzgebiet stationierte französische Kommissar Guillaume Schnaebelé anlässlich einer Dienstbesprechung auf deutschem Boden (es ging um die Reparatur eines umgeworfenen Grenzpfahls) unter Spionageverdacht festgenommen und nach heftigsten Protesten der Pariser Regierung und der Intervention Berlins nach drei Tagen wieder freigelassen und über die Grenze abgeschoben wurde.

Der Versuch Frenkings, die in der Forschungsliteratur (insbesondere in den Arbeiten von François Roth und Günter Riederer) vorherrschende These einer überwiegend offenen und durchlässigen Reichslandgrenze zu widerlegen und stattdessen den Focus auf *border making* und *nation building* durch die Grenze zu legen, kann allerdings nicht überzeugen. Zum einen verengt das der Argumentation zugrundeliegende Quellenmaterial der Polizeiberichte den Blick auf den Ausnahmefall der Grenzzwischenfälle, zum anderen illustrieren gerade die durch Frenking in ihre Darstellung eingebauten Bildpostkarten eindrücklich das Bild eines (zugegebenermaßen übertrieben dargestellten) harmonischen Grenzlebens: Gemeinsame Gruppenbilder von französischen und deutschen Grenzbeamten mit und ohne Touristen vor den Grenzpfählen, sogar gemeinsame Erinnerungsfotos mit im Grenzgebiet festgesetzten »Zigeunern« und ihrem Tanzbär. Der Rezensent



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hätte sich zudem eine intensivere Berücksichtigung der regionalen elsässischen Ebene und ihrer kulturhistorischen Erforschung durch Autoren wie Bernard Vogler und Zeitschriften wie »Les saisons d'Alsace« und die »Revue des Sciences Sociales« gewünscht. Eine Verwendung des »Annexions«-Begriff (S. 11) ist historisch nicht korrekt und entstammt der zeitgenössisch-französischen Revanchepropaganda: Es handelte sich 1871 um eine völkerrechtlich legitime Abtretung der elsässischen und lothringischen Departements an das Deutsche Reich. Wer aber einer interessant geschriebenen, gut lektorierten »dichten Beschreibung« der Situation an einer kleinen deutsch-französischen Grenzstation im Reichsland interessiert ist, und zudem Freude an Bildpostkarten als historische Quelle hat, wird mit dem Buch von Frenking sehr zufrieden sein.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96961](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96961)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michael Gehler, Maria Eleonora Guasconi, Francesco Pierini (ed.), Narrating Europe. Speeches on European Integration (1946–2020), Baden-Baden (Nomos) 2022, 653 S., ISBN 978-3-7489-2827-0, EUR 139,00.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96962](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96962)

Seite | page 1

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mathieu Dubois, Rennes

Cet ouvrage collectif réunit les résultats du projet Jean Monnet »Speeches on Europe« mené en 2019–2021 par le département de science politique de l'université de Gênes en coopération avec l'Institut für Geschichte de l'université d'Hildesheim. Rédigé en anglais et en français, il présente les travaux d'une trentaine d'historiens, de linguistes et de politistes autour de la question des discours sur le projet européen, rassemblant ainsi utilement les conclusions de différentes historiographies nationales. L'empan chronologique large (1946–2019) permet d'intégrer à la fois les discours initiant la construction européenne avant sa réalisation ainsi que les critiques et débats les plus récents. Au-delà d'une recontextualisation bienvenue des discours par l'histoire, l'objectif affiché de ce volume est d'expliquer l'évolution de l'enthousiasme initial des discours européens vers un discours plus sceptique à partir des années 1990, considérées comme un tournant vers une période de crise et de malaise favorisant la montée de populismes. Il s'agit en particulier de »comprendre quand et si une conscience eurosceptique ou eurocritique a commencé à émerger en Europe«.

Le volume rassemble trente contributions portant sur l'analyse d'un ou de plusieurs discours, ainsi que d'articles jugés clés. Il les classe en cinq sections: les initiateurs du projet dans les années d'immédiat après-guerre; les »pères fondateurs« des années 1950; les projets des années 1960–1980; la création de l'UE dans les années 1980–1990; les défis et réactions aux crises des années 1990–2010. Cette dernière partie est la plus longue et représente près de la moitié du livre, mais s'intéresse principalement au cas italien. Reflétant le contexte de publication, les auteurs italiens se trouvent surreprésentés avec onze cas étudiés (De Gasperi, Spinelli, Berlinguer, Andreotti, Colombo, Berlusconi, Prodi, Ciampi, Padoa-Schioppa, Monti, Conte) contre cinq allemands (Hallstein, Dahrendorf, Genscher, Kohl, Fischer), cinq français (Monnet, Schuman, Delors, Mitterrand, Macron), quatre anglais (Churchill, Heath, Thatcher, Blair), un autrichien (Klaus), un espagnol (Gonzales), un néerlandais (Rutte) et trois russes (Gorbatchev, Eltsine, Poutine).

La sélection sur une période aussi vaste et diverse est nécessairement arbitraire. Néanmoins, on peut s'interroger sur quelques grandes absences. D'abord, on s'étonne que le choix de ne proposer aucun discours américain sur l'Europe (Marshall, Kennedy, Nixon, Kissinger) n'ait pas été davantage



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

argumenté, en particulier dans la mesure où l'ouverture à la Russie apparaît particulièrement bienvenue. Ensuite, si le déséquilibre Est/Ouest est bien entendu lié à l'histoire de la CEE, il manque à cette publication des discours d'Europe de l'Est sur le projet européen qui n'en propose aucun et centre finalement les discours européens sur six des vingt-huit pays concernés. Au-delà du contrepoint russe, d'autres discours auraient pu trouver leur place dans un tel volume – par exemple ceux de Senghor sur l'Eurafrrique (1953) – afin de proposer une vision plus large des multiples projets d'Europe possible.

Davantage qu'un vaste panorama »racontant l'Europe« comme l'annonce le titre, l'ouvrage propose ainsi une vision assez classique et restreinte des discours sur le projet européen, centrée essentiellement sur »les discours mémorables« des pères de l'Europe et de leurs successeurs. En dehors du cas italien, il s'intéresse ainsi très peu aux alternatives et donc aux débats sur l'Europe et les différentes visions de l'Europe portées par les leaders européens tout au long de l'histoire de l'intégration. L'absence d'un de Gaulle – présenté ici de manière extrêmement contestable comme antieuropéen – est caractéristique, de même que celle des ordolibéraux, centraux dans l'inspiration mais éternels critiques de l'Europe communautaire. Plusieurs contributions proposent une intéressante vision évolutive des discours de certains dirigeants (Andreotti, Mitterrand, Delors, Prodi, Fischer), ainsi qu'une lecture des interactions entre eux – notamment pour l'année 1989. En revanche, l'ouvrage ne fait aucune place aux grandes joutes oratoires européennes comme celle qui opposa Hallstein et Erhard en 1962 au Parlement européen, ni, au contraire, aux discours d'alliance et de couple (Brandt/Pompidou à La Haye en 1969). On regrettera donc une vision trop peu diversifiée des »discours qui ont fait l'Europe«.

La thématique et la méthode de l'analyse des discours sont naturellement pertinentes pour comprendre la communication sur le projet européen et interrogent la construction progressive d'une conscience européenne, d'une européanisation, à travers la convergence des thématiques et des cultures politiques. De ce point de vue, il manque sans doute ici une mise en perspective sur l'européanisation des cultures politiques européennes, ainsi qu'une approche comparative et transnationale des cultures nationales. Le discours de Macron à la Sorbonne (2017) – finalement peu innovant par rapport aux positions antérieures de la France – se comprend difficilement sans intégrer l'importance clé de ce type d'exercice de communication politique en France et son usage également interne, alors que le discours politique a une fonction différente dans d'autres pays et notamment dans la culture politique allemande. En dehors de ces différences, on est également frappé par l'importance de l'université comme lieu de discours sur l'Europe (Zurich, Trieste, Bonn, Edimbourg, Oxford, Sorbonne) qui inscrit la communication sur le projet européen dans un cadre symbolique de l'européanité.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96962](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96962)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

En dépit de ces manques qui pourront être complétés dans un second volume annoncé en introduction, ainsi que d'une perspective qui pourrait être plus critique du discours mémoriel classique, l'ouvrage reste stimulant et propose une série d'excellentes interprétations par des spécialistes européens de premier plan.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96962](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96962)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Jean-Louis Georget, L'ethnologie nationale
allemande. Autopsie d'une discipline,
Villeneuve-d'Ascq (Presses universitaires du
Septentrion) 2022, 392 p. (Mondes germaniques),
ISBN 978-2-7574-3643-1, EUR 32,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Richard Kuba, Frankfurt am Main

Die Volkskunde ist eine Besonderheit der deutschsprachigen Länder und in dieser Form in kaum einem anderen europäischen Land zu finden. Das Buch von Jean-Louis Georget, Germanist an der Pariser Sorbonne Nouvelle, untersucht nun ihre Entstehung und Entwicklung in einem großen wissenschaftshistorischen Wurf von den ersten Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Der Blick richtet sich auf Inhalte und Methoden der Volkskunde in enger Verflechtung mit den Metamorphosen der nationalen Identität Deutschlands, der territorialen Neuordnung des deutschen Staates und dem jeweiligen epochenspezifischen Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik.

Das Buch liefert zahlreiche Belege für die These, dass es eine enge Verknüpfung zwischen historischen Ereignissen und den Etappen der Herausbildung dieser Wissenschaft gibt. Schwerpunkte sind Schlüsselperioden wie das Ende des 18. Jahrhunderts, die Revolutionen des 19. Jahrhunderts, die Schlacht von Königgrätz und der Erfolg des Kaiserreichs, die Entstehung der Weimarer Republik, die Errichtung des nationalsozialistischen Regimes und schließlich die Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Das Werk endet mit der Analyse der Katharsis-Phase ab den 1970er-Jahren und den Debatten, die zum Niedergang und »Tod« der klassischen Volkskunde Ende der 1980er-Jahre und zu ihrem Aufgehen in der Kulturanthropologie bzw. der Europäischen Ethnologie führten. Jean-Louis Georget spricht daher von der »Autopsie« einer Disziplin.

Neben der historisch-politischen Kontextualisierung beleuchtet das Werk auch die Einbettung der Volkskunde in die Nachbarwissenschaften, im Wesentlichen die Ethnologie, Germanistik, Geschichte und Soziologie, bzw. wie diese aus dem gemeinsamen Nährboden der Kulturwissenschaften hervorgingen und sich abgrenzten. Zentrale Konstrukte und Theorien stehen hier im Vordergrund, insbesondere wie sich die Konzepte von »Volk« und »Volkskultur« in ihrer jeweils zeitgebundenen Ausprägung und als Antagonismus zur Kultur der Eliten entwickelten.

Der Autor konzentriert sich auf die Epistemologie der Volkskunde und entwirrt die Gründe, warum diese »kaleidoskopische Disziplin« so schwer zu fassen ist. Die Kriterien, mit denen sich eine etablierte Disziplin eingrenzen lässt, erfüllt die Volkskunde nur annähernd. Der Autor betont, dass die Abgrenzung des Gegenstandes oftmals



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

eher intuitiv erfolgte, die Ausbildung einer eigenen Methode »zu wünschen übriglässt« und stark von dem fachlichen Hintergrund der jeweiligen Protagonisten abhing.

Ein Geburtsfehler der Disziplin ist, dem Autor zufolge, der Umstand, dass die Volkskunde sowohl auf Ahistorizität als auch auf einem essentialistischen Verständnis von Territorium, Staat und Gesellschaft beruht: »Mehr als eine Wissenschaft, die vom Volk, seinen Sitten und Gewohnheiten spricht, mehr als eine zeitlose Phänomenologie des Begriffs [...], ist sie die Geschichte dieses Volksbegriffs selbst, die in ihren Variationen und ihrer Intensität eng von den Ereignissen der deutschen Geschichte und, im weiteren Sinne, der deutschen Geographie abhängig ist« (S. 36).

Seit dem 18. Jahrhundert werden die Grundlagen der Volkskunde im Spannungsfeld der Wahrnehmung von Volk und Territorium gelegt. Es war die Epoche als die politische Herrschaft, unter Rückgriff auf die sich entwickelnden Wissenschaften, den Raum und seine Bevölkerung mit ganz neuen Instrumenten zu erfassen und zu verwalten begann. Konzeptionell blieb das Territorium untrennbar mit dem Staat verbunden; es wurde als einer politischen Autorität unterworfen definiert, die eine Gemeinschaft von Personen erfasste, die dieser Autorität unterworfen waren. »Volk« bezeichnet dabei sowohl ein Territorium als auch eine damit verbundene Bevölkerung, was nicht zur Klarheit der theoretischen Debatten beitrug.

Eine weitere Ursache für die Unschärfe bestand darin, dass die Volkskundler zwischen einem linguistischen und philologischen Ansatz der nationalen Ursprünge (Literatur, Märchen, Sprache) und einem soziologischen Ansatz (Kultur des einfachen Volkes, hauptsächlich der bäuerlichen Milieus) schwankten. Die Germanistik und Linguistik (u. a. Grimm, Bopp) lassen sich ebenso als Ahnherren verbuchen, wie die Sozial- und Kulturwissenschaften (Achenwall, Niemann, Riehl usw.).

Die Volkskunde wurde so zu einem »Knotenpunkt der Neuzusammensetzung von Disziplinen« und zum Produkt der sukzessiven Sedimentation von Recht, dann von (lokaler) Geschichte und Philologie, dann von Sozialpsychologie. Der Autor legt dar, wie damit nach und nach die theoretische Grundlage der Volkskunde geschaffen wurde und wie sie zu einer eigenständigen Disziplin heranreifte. Entsprechend vollzog der Begriff »Volk« eine Reihe semantischer Wendungen, seit er um 1800 infolge der religiösen Krise und der Krise der Vernunft in das nationale politische Feld eintrat. Dabei zeigt sich, dass die Volkskunde, als Nationalwissenschaft und/oder als eine Suche nach regionaler Identität, nicht so empirisch ist, wie es den Anschein hatte.

Ihren Ausgangspunkt, so Georgs Hypothese, nimmt die Volkskunde in der Mitte des 18. Jahrhunderts, mit den Kameralwissenschaften und der Idee, wonach jede »Nation« (Staat, Territorium) die Fähigkeit, ihre »Glückseligkeit« zu gewährleisten, in sich selbst finden muss. Dieses theoretische Fundament eines

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96964](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96964)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

rationalistischen Regionalismus, wurde u. a. von Justus Möser entwickelt, der als Jurist in Regierungen in Osnabrück stand und mit Herder korrespondierte. Beide sprachen sich für die Achtung der Vielfalt aus und kritisierten die »universelle Vernunft«. Die Französische Revolution löste dann auch in Deutschland eine Krise des politischen Rationalismus aus, der das Fundament des aufgeklärten Absolutismus bildete.

Das Interesse an kulturellen Besonderheiten setzte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fort und wurde von den Romantikern auf eine »nationale« Identität neu ausgerichtet. Staat und Gesellschaft wurden als Einheit aufgefasst und zunehmend setzte sich eine ahistorische Weltsicht und eine konservative nationalistische Ausrichtung durch (Riehl). Insbesondere im Laufe des 19. Jahrhunderts und durch die sich entwickelnde Germanistik mit den Brüdern Grimm in führender Rolle, wurde »das Volk« durch den Filter einer patriotischen und die nationale Vergangenheit heroisierenden Philologie definiert. Darauf bedacht, in den Romantikern nicht die alleinigen Vorfahren der Volkskunde zu erkennen, untersucht Jean-Louis Georget die allmähliche Akademisierung der Volkskunde nach der Reichsgründung 1871 und nach dem Ersten Weltkrieg. In den 1920er-Jahren kam es zu einer fortschreitenden Institutionalisierung, der Entwicklung von Museen, der (schwierigen) Ausweitung an den Universitäten und letztlich einer unversöhnlichen Spaltung zwischen jenen, die an ein primitives Gemeinschaftsgut glaubten, und jenen, die im Gegenteil der Meinung waren, dass das Kulturgut schon immer von den oberen Schichten »herabgesunken« sei.

Georget betont, dass der Weg zur Instrumentalisierung der Disziplin durch die Nationalsozialisten keine Zwangsläufigkeit aufweist. Dennoch gab es starke Tendenzen in der Disziplin, die das »Volk« als organische Gesamtheit ohne Unterschied des sozialen Hintergrunds auffasste. Eine Sicht, die später von Rosenberg und Himmler vereinnahmt wurde und die Volkskunde zum »Ort der Aufführung eines phantasierten und aggressiven Germanentums« (S. 236) werden ließ.

Der Autor bezieht auch die verschiedenen nationalen Ausprägungen dieser Wissenschaft vom deutschen Volk mit ein und weitet den Blick auf die Volkskunde in Österreich sowie am Rande auch auf die Schweiz. Dies ist besonders aufschlussreich, da die österreichische Volkskunde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine führende und innovative Rolle spielte und nach dem Zweiten Weltkrieg noch großen Einfluss an den Universitäten in Graz, Wien und Innsbruck hatte. Zunächst müsse man, so der Autor, die Auswirkungen von Königgrätz auf die »Besiegten« sehen, die Bildung von Netzwerken, die Aktivierung einer historisierenden Option, die Umwandlung der Ethnografie in einen »biomechanischen« Determinismus (S. 141). Später, nach 1945, bewahrte Österreich die Volkskunde in ihrer ursprünglichsten Form, und zwar unter dem Siegel des Konservatismus in Graz, der Demokratisierung in Wien und der »fast nationalsozialistischen« Fortführung in Innsbruck. Der

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96964](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96964)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Leser findet hier die Namen von fast vergessenen Forschern wie Geramb und Koren in Graz, oder dem »Salon-Ethnologen«, Leopold Schmidt in Wien, der von der materiellen Kultur ausging, und »die Beziehungen zwischen den Menschen und den Dingen als in den Bereich des Symbolischen und Spekultativen fallend begriff« (S. 323).

In der westdeutschen Nachkriegszeit folgte zunächst die Ablehnung jeglicher Aufarbeitung bzw. die bewusste Verdrängung der unrühmlichen Rolle der Disziplin in der NS-Zeit. Gleichzeitig wurde die Volkskunde radikal in Frage gestellt, es folgten vereinzelte Rehabilitationsversuche, doch drohte sie zugunsten der Sozialwissenschaften zu verschwinden. Ihre Erlösung fand sie nach 1965 und in den 1970er-Jahren vor allem unter dem entscheidenden Impuls von Hermann Bausinger und Wolfgang Emmerich an der Universität Tübingen. Eine neue Generation versuchte, die wissenschaftliche Legitimität der Volkskunde wiederherzustellen, indem sie Kultur, Alltag und Identität jenseits jeglicher Ahistorizität neu definierte.

Ein eigener Abschnitt über die DDR zeigt, dass die Volkskunde der Nachkriegszeit zwar an Universitäten und in Museen bestehen blieb, aber zunehmend an wissenschaftlicher Kraft verlor, auf die Weigerung der Historiker stieß, mit ihr zusammenzuarbeiten, und letztlich in den Sozialwissenschaften unterging, die dem Volk eine eindeutige politische Bedeutung gaben, die ihrerseits »fast [...] essentialistisch« war (S. 317).

Der externe Blick aus einer deutsch-französischen Perspektive auf diese, für den deutschen Sprachraum so charakteristische Disziplin, ist ausgesprochen sinnvoll, lassen sich doch im Vergleich mit den Entwicklungen in Frankreich die Besonderheiten der deutschen Volkskunde besser akzentuieren. Die Ankündigung des Titels, dass es sich um eine »andere« Geschichte der deutschen Ethnologie handle, wird eingelöst. Während das Fach bisher eher von innen, von deutschsprachigen und meist engagierten »Volkskundlern« dargestellt, bzw. eher in Form von Sammelwerken behandelt wurde, die keine historische und epistemologische Analyse aus einem Guss bieten, ist der Blickwinkel hier ein externer. Der Ansatz ist synthetisch und diachron, die übliche Chronologie ist erweitert, da der Autor die Grundlagen der Disziplin nicht nur auf Herder und die Romantiker zurückführt, sondern weit früher ansetzt, nämlich bei den Kameralisten und Justus Möser.

Darüber hinaus hat der Austausch zwischen deutschen und französischen Ethnologen seit den 1970er-Jahren, insbesondere die Zusammenarbeit des Tübinger Professors Hermann Bausinger mit Kollegen der Pariser École des hautes études en sciences sociales, die gründliche Aufarbeitung der Rolle der Volkskunde während des Nationalsozialismus beflügelt. Der Autor war sowohl Zeuge als auch Akteur dieser fruchtbaren Zusammenarbeit.

Für ein französisches Publikum wird das Thema, das in Frankreich nicht oder nur sehr wenig bekannt ist, erstmalig umfassend



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

untersucht. Der Umfang dieser Studie, der Rückgriff auf lange Zeiträume sowie die Breite und Tiefe der verwendeten Quellen sind beeindruckend. Ein ausführlicher Index und ein exzellentes und klares Französisch unterstützen die Zugänglichkeit. Für ein frankofones deutsches Publikum stellt das Werk gleichfalls einen echten Gewinn dar.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96964](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96964)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean-Michel Guieu, Stéphane Tison (dir.), La paix dans la guerre. Espoirs et expériences de paix (1914-1919), Paris (Éditions de la Sorbonne) 2022, 429 p. (Guerre et paix, 8), ISBN 979-10-351-0669-0, EUR 34,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Elisa Marcobelli, Paris

Bei dem Band handelt sich um die Veröffentlichung von über 20 Beiträgen der Tagung »Pratiques et imaginaires de paix en temps de guerre en Europe (1914–1918)«, die 2015 in La Flèche stattfand, ergänzt durch weitere bisher unveröffentlichte Studien. Das Buch erscheint nach einer Reihe von Publikationen, die dem Thema Frieden im Rahmen der Hundertjahrfeier des Ersten Weltkriegs gewidmet waren. Die Tagung in La Flèche war in gewisser Weise eine Vertiefung und Verlängerung der 2014 in Paris abgehaltenen Tagung »Les défenseurs de la paix (1899–1917)«, die das Verdienst hatte, zumindest partiell einen Perspektivenwechsel herbeizuführen.

Die Friedensforschung wurde von Historikern, die zum Krieg und zu den internationalen Beziehungen arbeiten, jahrzehntelang vernachlässigt. Die Gründe dafür sind historischer und historiografischer Natur. Einerseits war das Engagement für den Frieden in Frankreich nach der Niederlage vom Juni 1940 diskreditiert. Aus europäischer Sicht litt es andererseits darunter, dass es weitgehend mit den Erfolgen der kommunistischen Parteien nach dem Zweiten Weltkrieg identifiziert wurde. Jean-Michel Guieu und Stéphane Tison weisen auch auf eine historiografische Ursache für dieses Desinteresse hin: In den letzten zwanzig Jahren wurde die Forschung über den Ersten Weltkrieg unter dem Blickwinkel der historischen Anthropologie und der Kriegskultur betrieben, was dazu führte, dass das Imaginäre, das sich um den Konflikt und die Gewalt herum konstituierte, von den Historikern stets hervorgehoben wurde, während Aspekte des Friedens lange unbeachtet blieben.

Das Buch geht von einer originellen Idee aus: die Suche nach dem Frieden im Krieg, d. h. die Analyse von Ausdrucksformen, Überlegungen, temporalen Augenblicken, die in irgendeiner Weise mit dem »Frieden« in Verbindung gebracht werden konnten. Man ist es gewohnt, historische Studien zu lesen, die sich mit dem Frieden vor 1914, mit pazifistischen Bewegungen während des Krieges oder mit Überlegungen zur Gestaltung des Friedens nach dem Krieg befassen. Der vorliegende Sammelband konzentriert all diese Überlegungen auf die Kriegsjahre, in denen man noch Reste des Vorkriegspazifismus findet, zugleich neue Proteste und Überlegungen beobachtet, wie der Frieden von morgen aussehen wird. Aber das ist noch nicht alles: Während des Konflikts gab es auch echte »Friedensmomente«, die die Akteure auf die eine oder



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

andere Weise aus dem Kriegsgeschehen herausholten, meist nur für eine kurze Zeit.

Daraus folgt, dass der Begriff des Friedens nicht nur eine einzige Bedeutung hat, sondern äußerst vielschichtig ist. Die vier Teile, in die dieses Buch geschickt unterteilt ist, entsprechen jeweils einer spezifischen Definition oder Anwendung des Friedensbegriffs.

Der Frieden stellte oft, vor allem zu Beginn des Krieges, einen Erwartungshorizont für Kombattanten und Zivilisten dar. Krieg wurde geführt, um die Welt zu befrieden, um einen besseren Weg zu gehen, nachdem eine Reihe von Spannungen die Zeit zwischen dem Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts erschüttert hatte. Es war der Frieden, der dem Konflikt einen Sinn gab. Das galt auch für die Soldaten: Die Vision einer Zukunft ohne Kriege machte das eigene Opfer erträglicher. Dies erklärt auch, warum sich die pazifistischen Bewegungen weitgehend auf den Krieg ausgerichtet hatten, wie Michael Clinton im Fall der französischen Association de la paix par le droit oder Olivier Prat im Fall des pazifistischen Katholizismus zeigen. Überlegungen zum Aufbau des Friedens und der Nachkriegswelt, wie die bekannte von Bertrand Russel (Beitrag von Michel Rappoport), finden ebenfalls ihren Platz in diesem Teil. Besonders interessant ist die Analyse der Beziehung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz zum Frieden durch Irène Hermann. Diese war problematisch, da gerade der Krieg die Daseinsberechtigung des Komitees war, entsprechend hebt Hermann dessen Misstrauen gegenüber pazifistischen Milieus hervor.

Der zweite Teil des Buches ist wahrscheinlich der originellste. Er konzentriert sich auf die »Friedensmomente« innerhalb des Krieges, d. h. auf jene Abfolge von ephemeren Erfahrungen, die eine vorübergehende Flucht aus dem Krieg ermöglichten. Diese Sichtweise eröffnet breitere Einblicke in das Konzept der Kriegskultur und ihrer Grenzen. Waffenstillstände, Momente der Brüderlichkeit, und Urlaub von der Front werden von Historikern der Kriegskultur als Wege, den Krieg zu ertragen, beschrieben. Das Buch nimmt eine Perspektive von unten ein und liest solche Momente als »expériences temporaires de la paix« für die Soldaten. Das impliziert eine Durchlässigkeit zwischen Friedenskultur und Kriegskultur, die es weiter zu erforschen gilt. Sicher ist auf jeden Fall, dass die Soldaten versuchten, sich im Schützengraben ein Stück von ihrem Leben außerhalb des Krieges zu bewahren und sich Momente der Ruhe verschafften, indem sie beispielsweise Beschäftigungen aus dem zivilen Leben nachgingen, wie Rémy Cazals betont; Sport trieben, wie Paul Dietschy illustriert; oder sangen, wie Anne Simon beschreibt.

Der Beitrag von Emmanuelle Cronier analysiert eine andere Art der Erfahrung des Friedens im Krieg, nämlich die des zeitlich begrenzten Fronturlaubs. Allein die Tatsache, unbewaffnet, physisch weit vom Kampfgeschehen entfernt zu sein, sich für einige Tage nicht der militärischen Disziplin unterwerfen zu müssen, stellte für die Soldaten eine Form der Rückkehr zum Leben

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96969](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96969)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

vor dem Krieg dar. Nach Ansicht von Cronier sollte der Gegensatz zwischen dem Schützengraben und der friedlichen Heimat jedoch nicht überbetont werden. Der Erste Weltkrieg war ein totaler Krieg, während dem auch das Hinterland mobilisiert, Städte bombardiert wurden und auch all diejenigen, die nicht kämpfen mussten, die indirekten Folgen des Krieges zu spüren bekamen, etwa weil sie vergeblich auf Familienangehörige warteten oder Tote zu betrauern hatten. Selbst im Fronturlaub war es also unmöglich, den Konflikt zu vergessen. Die von Julie d'Andurain und Antoine Champeaux untersuchte Praxis der Überwinterung der Kolonialsoldaten, die dem Winter in den Schützengräben Nordfrankreichs wegen der Kälte nur schwer standhalten konnten und daher ab 1915 zum Überwintern nach Südfrankreich geschickt wurden, ist nach Ansicht der Autoren aufgrund ihrer schwierigen Organisation auch in diesem Sinne zu relativieren.

Der dritte Teil ist den Anti-Kriegs-Protesten gewidmet. Die Forderung nach Frieden wurde im Laufe der Kriegsjahre immer lauter. 1917 war ein Jahr von Streik und Aufruhr, auf das die Autoren jedoch nicht eingehen. Die Gesellschaft unterlag dem moralischen Diktat des Krieges, das jeden Protest zu Landesverrat machte. Doch der Krieg zog sich hin, Müdigkeit und Unzufriedenheit machten sich breit. Dennoch bleibt der Protest weitgehend die Angelegenheit einer kleinen Gruppe – wie der christlichen Pazifisten, die Gearóid Barry analysiert, der französischen Frauen (Studie von Marie-Michèle Doucet), oder der Ligue des droits de l'homme (Norman Ingram). Landry Charrier widmet ihren Beitrag dem deutschen Industriellen Wilhelm Muelhon, der kurz nach Beginn des Krieges in die neutrale Schweiz emigriert war, während Rémi Fabre die Zeitschrift »Demain« betrachtet, mit der der Herausgeber Henri Guilbeaux dem Pazifismus eine Stimme gab.

In Fortsetzung dieser Tendenzen ist es nicht verwunderlich, dass in den letzten Kriegsjahren Vorschläge für den Abschluss eines allgemeinen Friedens oder separater Friedensverträge gemacht wurden. Dieses Thema wird im vierten und letzten Kapitel des Buches behandelt. Die Bedeutung dieser oft heimlichen Versuche eines Verhandlungsfriedens, die wie im Fall von Paul Painlevé (Artikel von Anne-Laure Anizan) im Gegensatz zur Rhetorik des *jusqu'au-boutisme* standen, ist oft unterschätzt worden. Umso wichtiger ist es, ihnen einen Raum zu geben.

Das große Verdienst dieses Sammelbandes besteht darin, dass er die Bedeutung des imaginären Friedens während des Krieges wieder ins Bewusstsein ruft. Nach Beendigung des Konflikts war die emotionale Bindung an den Frieden bei denjenigen, die einen Teil ihrer Jugend an der Front verbracht hatten, unbestreitbar. Die unmittelbare Nachkriegszeit war auch die Wiege zahlreicher Organisationen, die sich der Friedenssicherung verschrieben hatten, wie besonders des Völkerbunds. Es wäre interessant, die Überlegungen fortzusetzen und danach zu fragen, ob aus der Perspektive von unten die Tatsache, dass viele während des Krieges von den vorübergehenden Momenten des Friedens und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Normalität profitiert hatten, eine Rolle für ihr Verhältnis zum Nachkriegsfrieden spielte.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96969](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96969)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Steffen Haug, Une collecte d'images. Walter Benjamin à la Bibliothèque nationale. Traduit de l'allemand par Jean Torrent, Paris (Éditions de la Maison des sciences de l'homme) 2022, 538 p. (Passagen, 63), ISBN 978-2-7351-2854-9, EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Frank Müller, Berlin

Über Walter Benjamins Recherchen zu den Pariser Passagen als Architektur, sozialem Ort und kulturgeschichtlichem Gegenstand vom Anfang des 19. Jahrhunderts ist bereits eine ganze Bibliothek an Forschungsliteratur geschrieben worden. Seine Aufzeichnungen und Exzerpte, die er zu diesem Themenkomplex ab Mitte der 1920er-Jahre bis zu seinem Tod im Jahr 1940 gesammelt hat, wurden von ihm in verschiedenen Briefen »Passagenarbeit« genannt und posthum von Rolf Tiedemann als Doppelband in den »Gesammelten Schriften« unter dem Titel »Passagen-Werk« herausgegeben. Trotz ihres fragmentarischen Charakters zählt diese Sammlung von Zitaten zu den viel zitierten, klassischen Texten in den Geistes- und Kulturwissenschaften, wenn sie sich mit der Entstehung der modernen Kultur und Gesellschaft ab dem 19. Jahrhundert beschäftigen. Die Konvolute aus Zitaten stammen aus der produktiven Spätphase der Arbeiten Benjamins. Neben dem »Passagen-Werk« entstanden einige seiner bekanntesten Aufsätze, wie der »Surrealismus«-Aufsatz von 1929, der Text über »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« von 1936, die Thesen »Über den Begriff der Geschichte« von 1940. Die komplexe Entstehungs- und Editions-geschichte von Benjamins Passagenprojekt ist bislang vor allem eine Textgeschichte. Tatsächlich aber hat sich Benjamin während seiner Recherchen ganz offensichtlich in besonderer Weise auch für historisches Bildmaterial interessiert, wie er es etwa im Cabinet des estampes der Bibliothèque nationale in Paris vorfand.

Dieser Aspekt scheint bislang immer noch wenig bekannt zu sein. Die Passagenarbeit, die als Buch nie vollendet wurde und lediglich eine Menge an deutschen und französischen Quellen versammelt, war von Benjamin ebenso als eine Sammlung von historischen Bildern, Drucken, Illustrationen, Karikaturen und Plakaten geplant, wenn man der These von Steffen Haug folgt. Zahlreiche Bilder sollten den Text begleiten und mit ihm korrespondieren, um ein damals neuartiges, kulturelles Dokument über die Kultur des 19. Jahrhunderts zu schaffen. Auch wenn Benjamins Sammlerfieber und sein Interesse etwa an Karikaturen von Honoré Daumier recht bekannt sind, wurde dieser Aspekt des »Passagen-Werks« bislang weder in der Literaturwissenschaft, in der über Benjamins Arbeiten am meisten geforscht wird, noch in der Bildwissenschaft oder der Kunstgeschichte umfassend untersucht und dargestellt. Gründe dafür mögen in der Sache



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

selbst liegen: viele Verweise auf Abbildungen sind im Text versteckt und müssen erst rekonstruiert werden, außerdem hat sich Benjamin nicht nur für kunstgeschichtliche Meisterwerke interessiert, sondern vielmehr auch für Drucke und Plakate aus der Alltagskultur, die das Bewusstsein der Menschen und das Leben auf der Straße prägten.

Steffen Haug hat diesen Zusammenhang 2017 erstmals in einer detaillierten Untersuchung dargestellt, indem er alle Bilddokumente in Zusammenhang mit der Passagenarbeit, auf die Benjamin bei seinen Recherchen stieß oder die er indirekt erwähnte, weil er sie unmittelbar vor Augen oder im Gedächtnis hatte, rekonstruiert und versammelt hat. Diese maßgebliche Arbeit ist im letzten Jahr unter dem Titel »Une collecte d'images. Walter Benjamin à la Bibliothèque nationale« in leicht überarbeiteter Form beim Centre allemand d'histoire de l'art (DFK Paris) in den Éditions de la Maison des sciences de l'homme als voluminöser Band in französischer Übersetzung erschienen. Diese umfangreiche Neuauflage ist im Unterschied zur deutschen Erstfassung in vielen Bibliotheken online zugänglich. Anders als in der deutschen Ausgabe ist dem Band kein umfangreicher Apparat an Bildern im Anhang beigegeben, sondern eine chronologisch angeordnete Auflistung aller Textstellen aus dem gesamten »Passagen-Werk«, in denen Benjamin Bilder in einschlägiger Weise beschreibt oder erwähnt. Diese Textstellen folgen dabei der Anordnung der Konvolute im »Passagen-Werk« in Benjamins »Gesammelten Schriften«, die von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem begonnen sowie schließlich von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser im Suhrkamp Verlag herausgegeben wurden. Auf diese Weise ergänzt die neue französische Ausgabe von Haugs Arbeit die existierende deutsche Fassung um einige Aspekte und wird ebenso eine wichtige Forschungsreferenz sein. Der Band bildet durch zahlreiche Querverweise einen regelrechten Hypertext von Texten und aufgefundenen Bildquellen, in dem hin- und hergeblättert werden kann und durch den über den vorliegenden Band hinaus auf zahlreiche Quellen in Archiven, Bibliotheken und historischen Publikationen verwiesen wird. Jedes Bildobjekt in diesem Band wird in der Legende sowohl in Benjamins »Passagen-Werk« als auch an seinem archivalischen Ort oder in seiner teils historischen Publikationsform verortet.

Die Einteilung des übersetzten Buches ist im Übrigen genauso gestaltet wie die deutsche Ausgabe: die großen Kapitel folgen den Arbeitsphasen, in denen Benjamin zum Passagenprojekt recherchiert hat. Das erste Kapitel stellt die erste Arbeitsphase von 1927–1934 dar, in der gemeinsam mit Franz Hessel erste Entwürfe zur Passagenarbeit sowie einige Seiten über »Saturnring oder Etwas vom Eisenbau« formuliert wurden. Das zweite Kapitel geht auf die zweite Arbeitsphase von 1934–1940 ein, in der Benjamin im Pariser Exil vor allem im Cabinet des estampes in der Bibliothèque nationale über die Passagen forschte. Das dritte und umfangreichste Kapitel versucht schließlich, ausgehend von dem wichtigen Exposé »Paris, Hauptstadt des 19. Jahrhunderts« von 1935, die Beziehungen zu den Bildquellen und Zitaten aus

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96972](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96972)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dem gesamten Korpus des fragmentarischen »Passagen-Werks« herzustellen, um so von der Kurzfassung des Exposés aus die Idee des von Benjamin geplanten Buches wenigstens annähernd zu rekonstruieren. Eine eigene Theorie des Bildes formuliert die Arbeit von Haug nicht, am Ende des Bandes im Epilog aber wird Benjamins Kunstwerk-Aufsatz als eine erste Frucht aus den Recherchen zum Passagenprojekt dargestellt. Haugs Buch ist in seiner deutschen wie in seiner französischen Fassung eine extrem beeindruckende Forschungsarbeit und Rechercheleistung, die durch ihren dokumentarischen und historisch-rekonstruktiven Gehalt für das Verständnis von Benjamins Arbeiten sowohl als inspirierende visuelle Fundgrube als auch als Nachschlagewerk unumgänglich bleiben wird.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96972](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96972)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Heinz-Dieter Heimann, Schinkels Brunnen und das Königsgrab an der Saar. Eine Gedächtnisgeschichte und politische Affäre Preußens, Berlin (Duncker & Humblot) 2022, 187 S., zahlr., teilw. farb. Abb. (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 56), ISBN 978-3-428-18385-2, EUR 39,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pit Péporté, Luxembourg

Seit 1838 steht neben der alten Steinmanufaktur in Mettlach, unbeachtet von Touristen oder auch sonst der großen Öffentlichkeit, ein von Karl-Friedrich Schinkel erschaffener gusseiserner Brunnen, verziert mit einer Statue, die Johann König von Böhmen und Graf von Luxemburg (1296–1346) darstellen soll. Wie lässt sich dieses Artefakt erklären? Wie sein Standort? Sein Motiv? Der Historiker Heinz-Dieter Heimann geht diesen Fragen nach und zeichnet in Form einer *histoire croisée* den Stellenwert Johanns von Böhmen in den preußischen und luxemburgischen Erinnerungskulturen des 19. Jahrhunderts nach. In seiner tiefgründigen Analyse geht er der Mittelalterrezeption in Architektur und Kunst, sowie deren ideologischen Unterbau nach, so etwa in der sich verändernden Konzeption des Rittertums oder des Totengedenkens. Im Zentrum der Untersuchung stehen dabei drei Personen des 19. Jahrhunderts: der luxemburgisch-deutsche Unternehmer und Steinguthersteller Jean-François Boch-Buschmann, der preußische Künstler und Architekt Karl Friedrich Schinkel, sowie der preußische Kronprinz und spätere König Friedrich-Wilhelm IV.

Der Autor schließt mit seiner Untersuchung eine wichtige Lücke in der bereits breit erforschten Erinnerung an König Johann, nämlich dessen Rezeption in Preußen, und das sowohl im Sinne der Dynastie der Hohenzollern wie auch in den neuen preußischen Provinzen im Westen entlang des Rheins und der Saar (nach 1815). Dabei versucht der Autor die verschiedenen in Mettlach zusammenlaufenden Erinnerungstraditionen zusammenzubringen. Während dies für den Hauptteil des Buches, nämlich den über Preußen, geglückt scheint, so hapert es im Teil über Luxemburg zu oft im Detail. Dies ist umso merkwürdiger, da gerade dieser Bereich in den letzten 25 Jahren sehr gut erforscht wurde. Auf die Rezeption König Johanns bezogen unterscheidet Heimann z. B. nicht deutlich genug zwischen den luxemburgischen und böhmischen Perspektiven, besonders da diese oft gegensätzlich sind. So beschreibt Heimann König Johann zurecht als »bis heute populärsten mittelalterlichen Landesherrscher« in Luxemburg (S. 152), weitet dieses Urteil aber auch auf Böhmen aus, wo jener eher kritisch bewertet wird und deutlich im Schatten sowohl der Vorgänger, wie etwa König Wenzels II., als auch seines Sohnes und Nachfolgers Kaiser Karls IV. steht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ähnlich übersieht das Buch die Tatsache, dass es sich bei Johanns Grab um das einzig erhaltene Fürstengrab in Luxemburg handelte. Dies ist jedoch eine fundamentale Gegebenheit, um sowohl dessen dortige Präsenz in der Erinnerungskultur als auch die hohe Emotionalität in Verbindung mit dem Verschwinden der Gebeine nach Mettlach zu erklären. Unterbelichtet ist auch, dass die Mobilisierung Johanns in der Erinnerungskultur Luxemburgs des 19. und frühen 20. Jahrhunderts immer auch in Wechselwirkung mit den sich verändernden Beziehungen zu den Nachbarländern steht. So wurde Johann in Luxemburg ganz anachronistisch mal zum Deutschen, zum Belgier und – leicht überspitzt – zum Franzosen, wobei gerade letztere Interpretation im Rahmen der durch die Weltkriege ausgelösten anti-deutschen Gefühle eine wichtige Rolle spielte.

Ferner versteht der Autor die politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten in Luxemburg nicht immer. Um nur einige Beispiele zu nennen, spricht er etwa sehr anachronistisch von einer »national gesonnenen Elite« im Luxemburg des Jahres 1833 (S. 131), oder von den »deutschsprachigen Sprachgruppen« (S. 134) in der Zeit nach 1839, als das Großherzogtum bereits von einer Diglossie anstatt einer geografisch definierten Mehrsprachigkeit gekennzeichnet war. Luxemburg hätte ein »konfessionsrechtlich spannungsvolles Verhältnis« zu Belgien gehabt, obwohl beide katholisch waren (S. 103). Die Stadt Luxemburg wird für das Jahr 1946 als »zerstört« beschrieben, was – im Gegensatz zu vielen deutschen Städten – wenig mit der Realität zu tun hatte.

Störend sind auch die vielen vermeidbaren Fehler. Nichtdeutsche Namen und Publikationstitel scheinen dem Autor regelmäßig ein Problem zu bereiten, von Zitaten auf Luxemburgisch ganz zu schweigen. Einige Namen werden mal deutsch, mal französisch geschrieben. Aber man findet auch faktische Fehler. So wird etwa, um nur einige zu nennen, die Benediktinerabtei in Mettlach zur »Jesuiten Abtei« (S. 17 und S. 64), ein Kronprinz zum Großherzog (S. 19), die Könige Wilhelm II. und Wilhelm III. der Niederlande zur selben Person (S. 70), die Herrschaft der Erzbischöfe von Trier wird mit derjenigen der Grafen von Luxemburg gleich gesetzt (S. 101), der Kirchenrat der Klause in Mettlach wird als »gusseisern« bezeichnet, obwohl er aus Messingguss bestand (S. 113), eine Kulturministerin wird zur »Kultusministerin« (S. 160).

Die handwerklichen Schwächen sind sehr unglücklich, da sie von den tatsächlichen Stärken der Analyse Heimanns ablenken. Der fokussierte Blick auf die in Mettlach aufgebaute Erinnerung erlaubt es ihm, diese mit einem bisher unerreichten Grad an Detailgenauigkeit darzustellen, wie etwa die persönlichen Verbindungen zwischen den drei Hauptprotagonisten Boch-Buschmann, Schinkel, und Friedrich-Wilhelm, sowie deren gemeinsame kulturellen Interessen. Zu letzteren gehört auch die sehr nuancierte Darstellung der Vorstellungen von Rittertum im 19. Jahrhundert. Die von Heimann beschriebenen Umstände sind zudem besonders spannend, weil sich gerade hier nach dem Wiener Kongress neue politische Strukturen bildeten,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ohne dass diese jedoch bereits von den späteren nationalen Ideologien getragen wurden. Die Gebiete, die fortan Preußens Rheinprovinz bildeten, wie auch die, die zum Großherzogtum Luxemburg wurden, mussten sich damals neu erfinden. Heimann zeigt diesen Prozess vortrefflich, u. a. anhand der Biografie und der Gedankenwelt Jean-François Boch-Buschmanns, der im habsburgischen Herzogtum Luxemburg geboren wurde, im revolutionären und dann napoleonischen Département des Forêts aufwuchs, und schließlich sein Berufsleben zwischen dem Großherzogtum Luxemburg und dem Königreich Preußen aufteilte.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96974](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96974)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Daniela Hettstedt, Die internationale Stadt
Tanger. Infrastrukturen des geteilten
Kolonialismus, 1840-1956, Berlin, Boston (De Gruyter
Oldenbourg) 2022, 391 S., 8 s/w u. 10 farb. Abb.
(Studien zur Internationalen Geschichte, 51),
ISBN 978-3-11-072570-4, EUR 84,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gabriel Doyle, Reims

In Jim Jarmusch's 2013 »Only Lovers Left Alive«, the Moroccan city of Tangiers is the haven for two exhausted vampires fleeing America and thirsty for blood. Through the vampires' nocturnal taxi ride, Jarmusch captures Tangiers' seafront, run-down infrastructure and the rehabilitated Alcazar cinema first opened in 1913. The film illustrates a long-standing Western interest, artistic and geopolitical, for a city on the tip of Africa overlooking the Gibraltar straight. Between 1912 and the independence of Morocco in 1956, various treaties declared Tangiers and its hinterland an international zone administered by multiple entangled authorities from up to twelve different countries. Daniela Hettstedt's book »Die Internationale Stadt Tangiers, Infrastrukturen des geteilten Kolonialismus, 1840–1956«, a revised version of her doctoral thesis, offers a fascinating account on this *cas d'école* of international cities. By focusing on Tangiers' changing urban environment, the author shows that even before 1912, various infrastructural projects had contributed to a mode of urban administration that took on a colonial complexion.

The study chronologically starts with the creation of the first *conseil sanitaire* of the city in 1840 and dedicates four chapters to four types of projects developed before independence: public infrastructure for hygienic purposes (sewage systems, abattoirs and marketplaces), transport and information infrastructure around the waterfront (a lighthouse, a prospected telegraph cable and the never-achieved *chemin de fer ibéro-afro-américain*), the institutional framework of the city's administration during and after World War 1 and the urbanistic projects for the transformation of Tangiers in the interwar period. Whether the projects were materially achieved or only stayed archived speculations, D. Hettstedt uses the debates and conflicts they ignited and shows the meeting of different imperial agendas in the streets of Tangiers.

Hettstedt's convincing main argument is that the experience of international urban administration in Tangiers represents a case of *geteilter Kolonialismus* (shared colonialism), in the sense that it involved both competitive chiseling of a territory and institutional collaboration between different imperial powers. According to the author, shared colonialism results from a »permanent state of negotiation« in local committees in charge of infrastructure



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

between State representatives, namely consuls, and non-State actors like engineers of private companies. The concept could thus be employed for similar urban experiences like the concession-system in Shanghai (with which the author draws many pertinent comparisons¹) or to contextualize short-lived cases of international urban administration like the municipality of Tianjin between 1900 and 1902² or the Allied occupation of Istanbul between 1918 and 1923³. Tangiers presents a typical port-city framework of legal pluralism favoring European commercial interests that could also be found in Ottoman and Chinese cases during the same period: unequal commercial treaties granting extraterritoriality to European nationals, the protégé status for a selected number of autochthonous inhabitants (in this case especially local Jewish notables employed by European consuls) and commercial concessions to European companies for the management of infrastructure. All infrastructural projects therefore contributed to a colonial discourse on civilizing local inhabitants and evoke the ambition to »open up« Morocco to global capital flows, which others have shown had detrimental consequences on the local economy⁴.

The book relies exclusively on sources in European languages, namely emanating from debates within the different committees of the city (found in European and American diplomatic archives) and the local newspaper in English »Al-Moghreb al-Aksa«. Yet Hettstedt makes sure to always include the sultan's government in Fès, the Makhzen, and its main representative in Tangiers, the Mendoub, and their intentions to protect Moroccan sovereignty over the city's infrastructure. For example, the 1901 project for new abattoirs in the city saw the intervention of the local governor (*pascha*) Sid Benacar Ghamar in defense of old principles and institutions of Islamic urban administration like the *mohtassib*, traditionally in charge of the *souk*, and charitable giving of meat to the urban poor by local religious clerks. By using sources in Arabic and more historiography on Islamic cities, Hettstedt could have underlined more clearly that despite the various imperial projects in Tangiers, vernacular modes of urban administration still permeated local city life.

By choosing to concentrate on tangible questions related to the city's material environment, the book offers a model methodology for the multi-scale analysis of late 19th and early 20th century imperial rivalry. Instead of insisting on national projects formulated

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96978](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96978)

Seite | page 2

¹ Isabella Jackson, *Shaping Modern Shanghai. Colonialism in China's Global City*, Cambridge 2017.

² Pierre Singaravélou, *Tianjin Cosmopolis: une autre histoire de la mondialisation*, Paris 2017 (L'univers historique).

³ Nur Bilge Criss, *Istanbul under Allied Occupation 1918–1923*, Leiden 1999 (The Ottoman Empire and its Heritage, 17).

⁴ Antoine Perrier, *Tanger, ville fermée. Le sabotage économique d'une ville internationale par la France et l'Espagne (1912–1956)*, dans: 20 & 21. *Revue d'histoire*, 2021/2 (n° 150), p. 65–79. DOI: [10.3917/vin.150.0065](https://doi.org/10.3917/vin.150.0065).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in Paris, Berlin or Madrid, Hettstedt accurately shows the relevance of local material interests that can shape international relations. Hence, although the fourth chapter raises more common questions of traditional diplomatic history (the guarantee of an international and neutral legal status to Tangiers), the reader has already become familiar with these notions through projects on the ground like the international administration of the Cape Spartel lighthouse since 1865. In the same vein, the urbanistic projects studied in the last chapter, namely the one by French architect Henri Prost who will later pursue his career on the other side of the Mediterranean, helps the historian to assess what the post-World War 1 change of administration concretely involved. All four chapters show how enriching global microhistory can be for the study of late imperialism in the Mediterranean, and the author could have underlined more clearly how this approach diverges from the Marxist-inspired French historiographical school that tackled the same issues⁵.

Beyond the concept of shared colonialism, this study could be useful to urban historians interested in narratives of westernization or modernization in non-European settings. They will find common questions related to this field such as heritage preservation of »indigenous« neighborhoods by colonial officials or on the right to the city for local inhabitants, from Spanish tenants suspected of anarchism to expropriated Moroccan residents.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁵ Jean-Marc Delauney, *Méfiance cordiale. Les relations franco-espagnoles de la fin du XIX^e siècle à la Première Guerre mondiale* (vol. 1, 2, 3), Paris 2011 (Recherches et documents. Espagne).

**Gregor Hofmann, Mitspieler der
»Volksgemeinschaft«. Der FC Bayern und der
Nationalsozialismus, Göttingen (Wallstein) 2022, 526
S., ISBN 978-3-8353-5261-2, EUR 28,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Philipp Didion, Sarrebruck

Depuis le tournant du millénaire, la recherche historique sur le football a fait d'énormes progrès. En Allemagne, cela vaut en premier lieu pour l'étude des trajectoires de la Fédération allemande de football (Deutscher Fußball-Bund, DFB) et des différents clubs pendant la période du national-socialisme, ainsi que pour l'étude des destins tragiques des joueurs et des fonctionnaires juifs¹. Malgré cela, il y avait et il y a toujours des lacunes, entre autres l'évaluation globale de l'histoire du club le plus titré en Allemagne, le Bayern Munich, entre 1933 et 1945.

Dès la fin des années 1990, Anton Löffelmeier et Dietrich Schulze-Marmeling avaient présenté plusieurs travaux méritants sur les membres juifs du club, notamment sur Kurt Landauer, le président juif du FC Bayern avant 1933 et après 1947. Cependant, Schulze-Marmeling, en particulier, s'était trop appuyé sur la publication commémorative éditée à l'occasion du 50^e anniversaire du club en 1950. Il avait repris ses propos de manière peu critique et avait négligé d'autres aspects de l'histoire du club. C'est l'une des raisons pour lesquelles l'idée d'un club résistant et »favorable aux juifs« (*Judenklub*) s'est largement répandue pour marquer, par la suite, la construction de l'image et de la mémoire du club. À partir du milieu des années 2010, Markwart Herzog a mis à l'épreuve cette (auto)représentation dans plusieurs articles, brossant un tableau plus sombre du Bayern. Une controverse s'est alors engagée, dont le ton s'est durci de plus en plus, mêlant antipathies personnelles et positions politiques. Comme la pression publique s'intensifiait, le Bayern a finalement décidé de charger le prestigieux Institut für Zeitgeschichte à Munich de réaliser un travail approfondi sur l'histoire du club sous le »Troisième Reich«.

Dans ce contexte difficile, Gregor Hofmann, qui avait déjà présenté une étude sur le VfB Stuttgart entre 1933 et 1945, s'est donné pour mission de rédiger »une étude indépendante, détaillée et bien documentée sur l'histoire du FC Bayern Munich pendant la

¹ Pour l'état de la recherche, voir p. 13–15 de l'ouvrage en question; pour un résumé de l'état de la recherche en anglais et en français, voir Julian Rieck, *Ordinary Organizations? The German Football Association in the Time of National Socialism*, dans: *Hispania Nova* 18 (2020), p. 268–300; Ulrich Pfeil, *Le football allemand sous le national-socialisme*, dans: Georges Bensoussan et al. (dir.), *Sport, corps et sociétés de masse. Le projet d'un homme nouveau*, Paris 2012, p. 117–133, DOI : [10.3917/arco.bensou.2012.01.0117](https://doi.org/10.3917/arco.bensou.2012.01.0117).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

période du national-socialisme» (p. 16). Il en a découlé une thèse de doctorat soutenue en juin 2021 et publiée en octobre 2022. Mise à part l'introduction et le résumé final, l'ouvrage de 526 pages se divise en huit grandes parties chronologiques, à l'exception du sixième chapitre consacré aux membres juifs du Bayern couvrant toute la période étudiée de la fondation du club en 1900 jusqu'au milieu des années 1950, donc bien au-delà de la période clé entre 1933 et 1945. En plus des archives du club bavarois, Hofmann a pu consulter plus de 40 archives publiques dans le cadre de ce travail ainsi qu'une bonne soixantaine de titres de la presse générale et sportive, dont les »Clubnachrichten«, le périodique du club.

La *Volksgemeinschaft*, modèle social multidimensionnel du national-socialisme basé sur la »race aryenne«, et le rôle du Bayern en tant que membre de cette »communauté du peuple« sont au centre de cette étude. De différentes représentations de communauté coexistaient au sein du club: le Bayern Munich comme »communauté associative« (p. 173), comme »communauté de tous les jours« (p. 288), comme communauté imaginaire de »membres de longue date du Bayern« (p. 104) et enfin comme »communauté de secours« (p. 285) pendant la Seconde Guerre mondiale. Selon Hofmann, ces représentations pouvaient être en adéquation ou non avec la *Volksgemeinschaft* national-socialiste; elles pouvaient même la contrarier. Hofmann souligne toutefois que le Bayern et ses membres n'étaient pas une »communauté d'opinion« (*Gesinnungsgemeinschaft*, p. 99, 400). C'est dans ce sens que l'historien munichois analyse les ambivalences et les simultanités à l'œuvre au sein du club ainsi que les marges de manœuvre plus ou moins limitées de ses membres. Il considère ces membres comme des acteurs distincts avec des intérêts spécifiques.

Dans son étude, Hofmann réunit des méthodes qualitatives et quantitatives ainsi que des approches biographiques (collectives) et d'histoire structurelle. Il parvient à établir qu'en 1933, le club comptait certes un pourcentage élevé de membres juifs (environ 10 %), mais qu'en même temps le Bayern les exclut largement à partir de 1935 – entre autres par l'adoption de trois »paragraphes aryens« (*Arierparagraphen*) entre 1935 et 1940. L'historien démontre le flou de l'expression »un club favorable aux juifs«, imprégné de stéréotypes antisémites, et son peu d'utilité comme catégorie analytique. Au final, l'image du Bayern est celle d'un club »mis au pas comme les autres«² ce que rapproche son histoire de l'histoire d'autres clubs pendant ces »années noires«, y compris de son rival local, le TSV 1860 Munich. À présent, le club affirme être en train d'intégrer les résultats de l'étude dans l'exposition permanente du musée du club et de réviser son autoreprésentation.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96983](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96983)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Albrecht Sonntag, Le Bayern, mis au pas comme les autres par le régime hitlérien, dans: Le Monde, 30/09/2016.

Dans l'ensemble, il s'agit d'une analyse nuancée sur l'histoire du club bavarois dans la première moitié du XX^e siècle: dense, bien écrit et riche en sources, le texte mérite vraiment d'être lu. Gregor Hofmann arrive à réfuter de manière convaincante toute une série de mythes tenaces entourant l'histoire du club. Un autre grand apport de l'étude consiste à mettre en évidence que l'arrangement entre les clubs de football issus des classes moyennes (*bürgerlich*) et le régime en 1933–1934 n'était pas une »mise au pas« (*Gleichschaltung*) par le haut, mais plutôt un »alignement volontaire« (*Selbstmobilisierung*) par le bas (p. 110–114). On peut toutefois se demander si vraiment la collaboration entre le FC Bayern et l'Institut für Zeitgeschichte se trouve d'être un projet exemplaire empruntant de nouvelles pistes de recherche³. Il s'agit certainement de l'étude la plus complète et détaillée à ce jour sur l'histoire d'un club entre 1933 et 1945. Mais au-delà, l'ouvrage offre peu de nouveautés en termes de contenu et de méthode. Pour l'essentiel, l'auteur confirme les résultats des travaux précédents: l'arrangement des différents clubs avec le régime national-socialiste, bien que suivant des voies légèrement différentes, s'est globalement déroulé sans résistance majeure. Mais cela ne diminue en rien la valeur de cet ouvrage: après d'autres clubs, le club le plus titré en Allemagne peut désormais lui aussi présenter une analyse scientifique de son histoire peu glorieuse pendant le national-socialisme.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

³ Bayern Munich: IfZ-Projekt zum Vereinsleben des FC Bayern während der NS-Diktatur, <https://web.archive.org/web/20230427090840/https://fcbayern.com/de/news/2022/01/ifz-projekt-zum-vereinsleben-des-fc-bayern-waehrend-der-ns-diktatur---beispielhafter-neuer-weg>.

Dietmar Hüser, Paul Dietschy, Philipp Didion (Hg.), Sport-Arenen – Sport-Kulturen – Sport-Welten/Arènes du sport – Cultures du sport – Mondes du sport. Deutsch-französisch-europäische Perspektiven im »langen« 20. Jahrhundert/ Perspectives franco-allemandes et européennes dans le »long« XX^e siècle, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2022, 499 S., 19 s/w, 18 farb. Abb. (Vice versa. Deutsch-französische Kulturstudien, 7), ISBN 978-3-515-13206-0, EUR 82,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kristoffer Klammer, Freiburg im Breisgau

Stadien und weitere Sport-Arenen – ganz unterschiedlicher Größe, Funktion und Bekanntheit – sind heute sowohl Symbole des im 20. Jahrhundert zum Massenkulturgut aufgestiegenen modernen Sports als auch feste Bestandteile urbaner Infrastruktur. Mitunter haben sie es gar geschafft, zur Metonymie zu werden, wenn es beispielsweise heißt, eine Mannschaft habe »an der Anfield Road« (Liverpool), »im Camp Nou« (Barcelona) oder vor der »gelben Wand« – der größten Tribüne in der Dortmunder Arena, dem »schönsten Stadion der Welt« (The Times, 2009) – zu bestehen. Sie sind Bauten und Symbole, Inszenierungs- und Identifikations-, Erfahrungs- und Erinnerungsorte. Zugleich haben sie eine materielle wie eine Repräsentationsgeschichte, können weithin akzeptierte Komplexe wie solche mit politisch hoch umstrittener Geschichte sein.

Eine tiefergehende historiografische Beschäftigung mit ihnen kann sich mithin aus ganz verschiedenen Perspektiven anbieten und anregende Ergebnisse liefern. Davon zeugt der von Dietmar Hüser, Paul Dietschy und Philipp Didion herausgegebene Band zu »Sport-Arenen – Sport-Kulturen – Sport-Welten«, der »[d]eutsch-französisch-europäische Perspektiven im langen 20. Jahrhundert« verspricht. In ihrer sehr instruktiven Einleitung umreißen die Herausgeber nicht nur die gesellschaftliche Aufstiegsgeschichte des modernen Sports seit Mitte des 19. Jahrhunderts, der von England – und etwas später auch den USA – aus über Kulturtransferprozesse seinen Weg in alle Welt fand. Sie unterstreichen ebenso seinen heutigen Stellenwert als global verbreitetes Kulturgut und skizzieren den langwierigen Prozess, den der Sport zurückgelegt hat, um zu einem akzeptierten Gegenstand der Geschichtswissenschaft zu werden.

Deutlich – und hier liegt die programmatische Dimension des Buches – wird zudem, dass und wie sich über eine Beschäftigung mit dem Sport interessante und belastbare Brücken in andere Felder der Geschichtswissenschaft schlagen lassen. Zu diesen zählen unter anderem die Geschichte von Internationalismus und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

nationaler Konkurrenz, Medialisierung und Kommerzialisierung, sozialer Exklusion und schichtenübergreifender Integration, einstiger Eliten- und heutiger weltweiter Populärkultur.

Um einen gut greifbaren Ansatzpunkt für entsprechende Brückenschläge zu besitzen, rückt der Band die »Sport-Arenen« ins Zentrum und macht sie zum Ausgangspunkt von 21 Einzelanalysen. Die Arenen werden verstanden als Orte, »an denen sich [der] Sport zum Brennglas herrschender Verhältnisse und gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse über öffentliche Meinungsführerschaft und kulturelle Machtbalancen, über dominante Konventionen, Werte und Normen oder über soziale Integration und Exklusion bestimmter Gruppen verdichtet« (S. 16). Zugleich versteht der Band sie als »öffentliche Performanzorte für faszinierende Höchstleistungen und Heroisches« und »für das Interagieren von Sportler*innen und Publik[a]« (S. 18).

Der Bandbreite potenziell relevanter Einzelthemen entsprechend ist der Sammelband, der überwiegend auf eine Online-Tagung aus dem Januar 2021 zurückgeht, in sechs Sektionen mit jeweils drei bis vier deutsch- und französischsprachigen Aufsätzen (und einem englischsprachigen Text) gegliedert: »Stadien & Inszenierung«, »Stadien & Räume«, »Stadien & Urbanität«, »Stadien & Emotionen«, »Stadien & Frauen« sowie »Stadien & Architektur«.

Sämtliche Beiträge bieten interessante und empirisch fundierte Einblicke in die Geschichte verschiedener, nicht ausschließlich, aber zumeist deutscher oder französischer Sport-Arenen, wobei klassische (Multifunktions- oder Fußball-)Stadien im Mittelpunkt stehen. Sie können hier aus Platzgründen nicht im Einzelnen gewürdigt werden. Hervorgehoben werden sollen stattdessen einzelne Beiträge, die insofern weiterführend sind, als sie – anders als manche Aufsätze, die eher »Stadion-Porträts« bieten – über den Gegenstand hinausreichende Perspektiven eröffnen. Heraus ragt unter anderem der Aufsatz Julian Riecks, der die bislang verblüffend unbeleuchtet gebliebene Geschichte des Estadio Santiago Bernabéu in Madrid als Geschichte eines »urbane[n wie] nationale[n] Inszenierungsraum[s]« (S. 218) in vier unterschiedlichen politischen Systemen im 20. und 21. Jahrhundert untersucht und gekonnt Sport-, Architektur- und politische Kulturgeschichte miteinander verbindet. Ferner sticht Dietmar Hüsters Beitrag hervor, der am Beispiel des zweiten Berner Wankdorf-Stadions, Endspielort der WM 1954, und mit Bezugnahme auf Pierre Nora theoriegeleitet zeigt, wie ein (bundesdeutscher) Erinnerungsort über Jahrzehnte langsam geschaffen und aktualisiert wurde.

Über den engeren Arenen-Bezug hinaus weisen ferner die Beiträge von Saskia Lennartz und Camille Martin, die sich mit der Geschichte des Frauenfußballs im Saarland und in Frankreich beschäftigen. Sie machen nachdenklich, indem sie zeigen, auf welche Vielfalt struktureller Faktoren die fortgesetzt auszumachenden Akzeptanzhürden und Ausbreitungsprobleme des Frauenfußballs zurückgehen und wie geschlechtlich codierte

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96984](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96984)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Exklusionsmechanismen teilweise bis in die Gegenwart fortwirken. In anderer Weise nachdenklich macht nicht zuletzt der etwas aus dem Rahmen fallende Beitrag von Florian Wittman und Anselm Küsters, der den Band abschließt. Mit Mitteln der Digital Humanities, nämlich genauen Text-Mining-Analysen, untersuchen sie Stadionrezensionen, die zwischen 1912 und 2011 in deutschen Bau- und Architekturzeitschriften erschienen. Ihre Ergebnisse sind keineswegs nur für eine zeitgemäße Sportgeschichtsschreibung relevant, vielmehr führen sie vor Augen, inwiefern digitale Methoden für die Geschichtswissenschaft insgesamt von Nutzen sein können. Wie auch andere Teildisziplinen des Fachs, speziell die Historische Semantik, argumentieren Wittmann und Küsters überzeugend, dass computergestützte Analysen großer Textkorpora übergeordnete (sprachliche) Veränderungen deutlicher erkennbar machen können, als dies bei konventioneller Quelleninterpretation »von Hand« möglich ist. Gleichzeitig zeigen die Autoren prägnant, dass dies keineswegs den zweiten Schritt einer detaillierten inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial ersetzen kann.

Der letzte Beitrag des Bandes verweist indirekt auch auf kleinere Defizite, die sich in verschiedenen Aufsätzen wiederfinden. Denn anders als Wittmann und Küsters schweigen mehrere Beiträge zur Methodik. Während Fragestellungen und Quellenkorpora klar benannt werden, bleiben die Wege des Erkenntnisgewinns partiell etwas im Dunkeln. Darüber hinaus ließe sich kritisch anmerken, dass nur wenige Aufsätze dezidiert deutsch-französisch vergleichende oder transnationale Untersuchungsperspektiven einnehmen und sich die meisten Autorinnen und Autoren stattdessen auf Untersuchungsgegenstände in jeweils einem Land beschränken. Das indes kann den insgesamt sehr positiven und weitere Forschungsfragen eröffnenden Eindruck, den der Band hinterlässt, nicht wirklich trüben. Wer nach den verschiedenen Facetten einer historiografisch zeitgemäßen Auseinandersetzung mit Sport-Arenen sucht, findet in diesem Buch künftig einen sehr gelungenen und tragfähigen Ausgangspunkt.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96984](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96984)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hervé Joly, Philipp Müller (dir.), Les espaces d'interaction des élites françaises et allemandes. 1920–1950, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2021, 210 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-8217-0, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Eva Gajek, Gießen

Unter dem Eindruck der Bankenkrise im Jahre 1931 machte sich im Juli desselben Jahres Delegationen aus Frankreich, Deutschland und Belgien auf den Weg zur Sieben-Mächte-Konferenz nach London, wo sie auf Teilnehmer aus den USA, Italien, Luxemburg und Großbritannien trafen. Wichtiger Tagesordnungspunkt war die Aussetzung internationaler Zahlungsverpflichtungen angesichts der weltweiten Wirtschaftskrise. Der Fotograf Erich Salomon hielt die Reise der Delegierten in Bildern fest. Er fotografierte eine Vorbesprechung in Paris auf der Veranda des Palais de la présidence du Conseil. Er fotografierte aber auch auf der Fahrt selbst¹. Zwei Ablichtungen gibt es aus dem Sonderzug, den die französische Regierung der Delegation zur Verfügung stellte. Die eine zeigt die deutschen, französischen und belgischen Politiker an einem gedeckten Esstisch. Die andere fängt eine vermeintlich ungezwungene Situation im Salonwagen ein und dient dem hier zu besprechenden Sammelband als Titelbild. Im Vordergrund, nur von der Seite zu erkennen, studiert der Generalsekretär des französischen Außenministeriums Philippe Berthelot Papiere. Ihm gegenüber sitzt zeitungsliegend der französische Ministerpräsident Pierre Laval. Hinter ihm sind im intensiven Gespräch aus dem Sessel leicht vorgebeugt der französische Außenminister Aristide Briand und der deutsche Reichskanzler Heinrich Brüning zu sehen, sowie auf einem Sofa der belgische Außenminister Paul Hymans und der deutsche Außenminister Julius Curtius. Es ist ein Bild von sechs Männern und zugleich von sechs Politikern, die während der Konferenz nicht zu einer Einigung kommen sollten. Vielmehr sei der »deutsch-französische Gegensatz« in London, so der Reichskanzler in seinem abschließenden Bericht vor dem Kabinett wenige Tage nach seiner Rückkehr, deutlich hervorgekommen².

Politische Entscheidungsfindungen wie sie auf der Londoner Sieben-Mächte-Konferenz passierten, stehen nicht im Fokus des zu besprechenden Sammelbandes von Philipp Müller und Hervé Joly, der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland und Frankreich zusammenbringt und aus einem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Siehe hierzu: Erich Salomon, *Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken*, Stuttgart 1931.

² Kabinettsitzung am 25. 7 1931, Dok. Nr. 408, S. 2, https://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/1d11/bru/bru2p/kap1_1/kap2_156/para3_2.html

Kolloquium in Paris im September 2017 hervorgeht. Stattdessen interessiert sich der Sammelband für Netzwerke, Beziehungen und Interaktionsräume der Akteure, die dabei keineswegs als direkte Produkte politischer Entscheidungen und Ereignisse verstanden werden. Die Beziehungen würden sich vielmehr, so die Annahme des Sammelbandes, auf andere Weise und in anderen Räumen konstituieren. Anders als das Titelbild jedoch vermuten lässt, geht es dabei nicht um Politiker per se, sondern um eine deutsch-französische Wirtschaftselite. Deren Angehörige werden in doppelter Hinsicht als Grenzgänger charakterisiert, und zwar sowohl als Grenzgänger zwischen Staaten als auch als Grenzgänger zwischen Wirtschaft und Staat. Das Geflecht deutscher und französischer, staatlicher, halböffentlicher und unternehmerischer Personen und Organisationen, das damit in den Blick gerät, zeigt deutlich, dass die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Wirtschaftseliten von einer Vielfalt verschiedener Kooperations- und Konfliktmöglichkeiten sowie der Vermischung wirtschaftlicher und staatlicher Ziele geprägt waren.

Das gilt für so unterschiedliche Organisationen und Institutionen wie das Comité d'études franco-allemand und die Entente internationale de l'Acier (Beitrag von Gérald Arboit), die Internationale Handelskammer (ICC, Beitrag von Philipp Müller), die Handelskammern im Grenzgebiet Frankreichs und Westdeutschlands nach 1945 (Beitrag von Martial Libera) oder aber auch das Komitee Frankreich-Deutschland (Hervé Joly). Es gilt aber auch für das »gemischte Schiedsgericht«, das Raum für rechtliche Interaktion durch Experten war, deren Tätigkeitsbereich nach dem Versailler Vertrag entstanden war (Beitrag von Jakob Zollmann).

Der Sammelband zeigt aber nicht nur, wie vielseitig die Interaktionsräume waren. Er verweist ebenfalls auf Interdependenzen zwischen diesen Räumen. Marion Aballéa beispielsweise zeigt, wie die französische Botschaft zu einem Ort der Vermittlung unternehmerischer Interessen wurde, der sich insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr im Sinne der klassischen Trennung von Staat und Wirtschaft beschreiben lässt. Solche Interdependenzen sind insbesondere zu beobachten, als in der Zwischenkriegszeit, privatwirtschaftliche Akteure und Institutionen staatliche Funktionen übernahmen (siehe hierzu die Beiträge von Gérald Arboit, Philipp Müller und Sylvain Schirmann).

Wenn man bedenkt, dass die historische Forschung die deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen lange Zeit als zwei konkurrierende oder kooperierende nationale Räume betrachtet und diese weitestgehend anhand der politischen Zäsuren erzählt hat, bietet der Sammelband mit seinem Blick auf die vielfältigen Verflechtungen zwischen Räumen und Akteuren einen produktiven Perspektivenwechsel. Philipp Müller betont denn auch gleich zu Beginn seiner Einleitung, dass die untersuchte Zeitspanne von 1920 bis 1950 zwar mit dem Versailler Vertrag, dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur, der deutschen Besatzung Frankreichs während des Zweiten Weltkriegs und der französischen Besatzung in Westdeutschland nach 1945 einen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wichtigen historischen Kontext darstelle, diese politischen Zäsuren aber nicht die Beziehungen und Interaktionsräume bestimmten.

Die insgesamt elf Beiträge des Bandes, die neben der Einleitung in einem von Oliver Dard verfassten Fazit gerahmt werden, leuchten aus, wie die Netzwerke deutsch-französischer Wirtschaftseliten über die wechselnden Regime hinweg Bestand hatten. Beispielsweise in dem Beitrag von Anna Karla, die sich im Kontext der Reparationszahlungen mit Aufträgen an deutsche Unternehmen für öffentliche französische Bauprojekte beschäftigt. Sie legt dar, wie sich hier auf der einen Seite unternehmerische und politische Interessen miteinander verknüpften, auf der anderen Seiten die Unternehmen aber auch autonom agierten und die geknüpften Kontakte nicht mit dem Ende der Reparationszahlungen stoppten. Ähnliche Kontinuitäten über politische Zäsuren hinweg kann Sébastien Durand für den deutsch-französischen Weinhandel zeigen oder Cédric Perrin für die handwerkliche Berufsorganisation.

Sylvain Schirmann macht mit seiner Untersuchung der Association française pour les relations économiques en Allemagne (AFREA) deutlich, dass obwohl diese erst nach 1949 gegründet wurde, sie in vielerlei Hinsicht in der Kontinuität der organisierten Verbindungen zwischen deutschen und französischen Industriellen vor dem Zweiten Weltkrieg stand. Er sensibilisiert damit noch einmal dafür, den Blick von den Institutionen selbst auf die Akteure zu lenken, die diese gestalteten. In dem Beitrag von Gilles Morin zu dem exklusiven Cercle européen zur Zeit der Kollaboration wird zudem deutlich, wie vielseitig diese Akteure sein konnten, die die Wirtschaftsbeziehungen prägten. Hier stellten beispielsweise abseits von Unternehmern, Selbstständigen und Führungskräften auch Journalisten eine Gruppe der insgesamt zweitausend Mitglieder, die sich im Rahmen der Organisation geschäftliche und persönliche Vorteile erhofften.

Diese mehrdimensionale und transnationale Perspektive auf Wirtschaftseliten ist ein Ansatz, der sich nicht nur für das deutsch-französische Beispiel eignet, sondern – und das räumt Müller ebenfalls in seiner Einleitung ein – durchaus auf andere Fälle übertragbar und entsprechend erweiterbar ist, ja der Sammelband regt gleichsam dazu an, weitere Dimensionen einzubeziehen. Schließlich waren die deutsch-französischen Netzwerke mit weiteren Netzwerken verflochten. Das macht nicht zuletzt Salomons Bild deutlich, auf dem neben französischen und deutschen auch belgische Politiker zu sehen sind. Kulturgeschichtlich drängt sich zudem die Frage nach den Repräsentationen und der Sicht- und Unsichtbarmachung solcher Interaktionsräume auf sowie die nach den Produzenten dieser Repräsentationen, wie Salomon es als ein »Meister[n] der Selbstinszenierung«³ war. Was sei schon eine internationale

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96988](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96988)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Christiane Kuhlmann, Erich Salomon. Meister der Selbstinszenierung, Berlin 2016.

Konferenz, wenn Salomon nicht dabei sei, soll der französische Außenminister Aristide Briand über Erich Salomon gesagt und »Ah, le voilà! Le roi des indiscrets!« ausgerufen haben, als er ihn entdeckte⁴.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96988](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96988)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁴ Museum Kunst und Gewerbe Hamburg, P1976.836.7, Staatliche Landesbildstelle Hamburg, Sammlung zur Geschichte der Photographie: <https://sammlungonline.mkg-hamburg.de/de/object/Aristide-Briand-entdeckt-Dr.-Salomon-zeigt-auf-ihn-und-ruft-Ah-le-voilà-Le-roi-des-indiscrets/P1976.836.7/mkg-e00133721>



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michel Kerautret, Napoléon et la Prusse, Paris (Les Éditions du Cerf) 2022, 178 p. (Cerf patrimoines), ISBN 978-2-204-15134-4, EUR 21,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Stamm-Kuhlmann, Greifswald

Michel Kerautret, Mitherausgeber der »Correspondance générale de Napoléon Bonaparte«, zieht in diesem Band eine Summe seiner langjährigen Beschäftigung mit Preußen. Er weist darauf hin, dass im Revolutionszeitalter zunächst die Ausgangslage für ein Einvernehmen zwischen Frankreich und Preußen günstig war, da sich eine ganze Generation französischer Intellektueller in der Bewunderung für Friedrich den Großen und seine aufgeklärte Regierungsführung geübt hatte. In der Ambiguität Preußens, zugleich Staat der Aufklärung und Staat einer ausgeprägten Adelsherrschaft zu sein, sieht Kerautret auch die Anlagen für einander entgegengesetzte Möglichkeiten der Mächtekombination: ein Bündnis Frankreichs mit Preußen gegen Österreich und den Rest, oder ein Krieg Frankreichs gegen ein Österreich, das sich mit Preußen gegen die Revolution verbündet hat (S. 20). Diese Ambiguität machte es möglich, dass nach dem Frieden von Basel 1795 das Pariser Directoire weiterhin der Vorstellung anhing, Preußen sei ein natürlicher Alliierter, während gleichzeitig die royalistische Emigration sich bemühte, Preußen in die Zweite Koalition gegen Frankreich zu manövrieren (S. 34). »Gemäßigte« phantasierten davon, in Frankreich die Monarchie unter dem Prinzen Heinrich oder dem Herzog von Braunschweig zu restaurieren (S. 35). Auf alle Fälle war Preußen in der Lage, bei der Anbahnung von Friedensfühlern zwischen Frankreich und Russland im Jahr 1800 Hilfe zu leisten, wie Kerautret aus ungedrucktem Material schildert (S. 51).

Der Staatsstreich vom 18. Brumaire hatte in den europäischen Regierungen die Erwartung geweckt, es mit einem stabilen Regime in Frankreich zu tun zu bekommen, und man war auch in Berlin durchaus wohlwollend eingestellt. Preußen hatte sodann Grund, dem Ersten Konsul dafür dankbar zu sein, dass er zusammen mit dem russischen Kaiser eine Entschädigung Preußens für die verlorenen Gebiete auf dem linken Rheinufer aushandelte, die das Fünffache des Verlustes ausmachte (S. 66). Die preußische Verärgerung über die Entführung des britischen Agenten Rumbold aus Hamburg 1804 suchte Napoleon auszugleichen, indem er 1805 ein Großkreuz der Ehrenlegion schuf, zu dessen ersten Empfängern Friedrich Wilhelm III. gehörte (S. 70). Napoleon, so berichtete Botschafter Lucchesini aus Paris, habe sich seinerseits sehr über den Schwarzen Adlerorden gefreut, den der von ihm bewunderte Friedrich der Große getragen hatte.

Gleich Brendan Simms und Philip Dwyer hebt auch Kerautret die geopolitische Mittellage Preußens zwischen den beiden Riesen Frankreich und Russland hervor, die zunächst den Immobilismus



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Preußen nach sich zog (S. 56), um dann 1805 von hektischen Manövern Berlins abgelöst zu werden, die Preußen um jede Glaubwürdigkeit brachten. Napoleon, so meint Kerautret, habe sich von Friedrich Wilhelm III. verraten gefühlt, einem Herrscher, den er immer besonders aufmerksam behandelt hatte (S. 76). Von jetzt an lief die Entwicklung auf Jena und Auerstedt zu. Den Frieden von Tilsit und die finanzielle Ausplünderung, die Preußen danach erfuhr, nennt Kerautret die »Bestrafung« durch einen »erbarmungslosen Sieger« (S. 83). Wieso er behauptet, der Friedensvertrag habe Preußen auf seine »Grenzen von 1786« reduziert (S. 81), versteht man nicht, da die Abtretung sämtlicher Provinzen links der Elbe Preußen dort auf einen Stand weit vor 1786 zurückgeworfen hat.

Der richtige Staatsmann für die Beschaffung des von Napoleon verlangten Geldes schien Hardenberg zu sein, in dessen Rückberufung der Kaiser daher 1810 einwilligte. Seinen durch Napoleon erzwungenen Ruhestand hatte Hardenberg bis dahin allerdings nicht, wie Kerautret schreibt, im Hannoverschen, sondern in Riga und danach auf seinem Brandenburger Gut Tempelberg verbracht (S. 104). Es ist von dann an Hardenberg, der in Kerautrets Schilderung Frankreich gegenüber als das Gesicht Preußens auftritt. Die Feldzüge von 1812–1814 werden von Kerautret auf 9 Seiten recht summarisch behandelt, wobei er hervorhebt, welche Ereignisse dieser Jahre besonders im deutschen Gedächtnis verankert worden sind. Ausführlich hingegen widmet sich Kerautret auf 20 Seiten der Frage, wie die Anteile Preußens, der übrigen deutschen Truppen und der Briten am Sieg von Waterloo verteilt waren: Keiner hätte ohne den anderen Erfolg gehabt. Das angeblich am Abend der Schlacht von den Preußen angestimmte Lied »Nun danket alle Gott« stammt, anders als Kerautret es schreibt, nicht von Luther (S. 122). Im Namenswettbewerb unterlag die preußische Variante »Belle-Alliance«, erst recht, seit auch der Platz in Berlin diesen Namen nicht mehr trägt (S. 124). Die Härte der Preußen gegen die regionale Zivilbevölkerung nach Waterloo (S. 125), wieder erinnert im Kriegsjahr 1914, und auch preußische Übergriffe im besetzten Paris sind kein prominenter Teil der deutschen Überlieferung (S. 126).

Es folgt ein Essay, der die postume Konkurrenz um den Ruhm zwischen Friedrich dem Großen und Napoleon nachzeichnet. Vergleiche der beiden Herrscher waren in Frankreich gängig und wurden von Napoleon nicht abgelehnt. Selbst die Niederlage der friderizianischen Armee im Jahr 1806 schmälerte Friedrichs Ruhm in Frankreich nur geringfügig (S. 142). In der Restaurationszeit freilich war Friedrich als Vorbild einer erfolgreichen Regentschaft weniger gefragt, da man ihm seine Irreligiosität anlastete (S. 146). Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde Friedrich zusammen mit Alexander, Cäsar oder Peter dem Großen in die Kategorie der großen Heroen entrückt, sodass man ihm sogar die Teilung Polens vergaß (S. 151).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Als Epilog schließt Kerautret eine Betrachtung zu Victor Hugo und dessen Verhältnis zu Preußen an. Dieser Staat verkörperte für Hugo das Zukunftweisende an Deutschland; wenn es darum ging, eines Tages links und rechts der Achse des Rheins zwei große verschwisterte Nationen zusammenzubringen (wobei es Hugo selbstverständlich schien, dass das linke Rheinufer einst wieder französisch sein würde), würde Deutschland nicht von Österreich geführt werden, das Hugo verabscheute, sondern von Preußen (S. 164). Dass Kerautret die Ablehnung der durch die Paulskirchen-Versammlung offerierten Kaiserkrone seitens Friedrich Wilhelms IV. auf das Ultimatum von Olmütz zurückführt (S. 168, Fn. 5), ist freilich eine allzu gewaltsame Verkürzung.

Mit seinen Quellennachweisen belegt Kerautret besonders den Innenlauf der französischen Diplomatie. Hierzu hat es in den letzten Jahrzehnten mehrfach neu publiziertes Material gegeben, und hin und wieder zitiert Kerautret auch aus ungedruckten Quellen des Außenministeriums. Demgegenüber war zur selben Zeit der Forschungsertrag auf deutscher Seite geringer. Anders, als es der Titel nahelegt, findet eine biografische Zuspitzung auf den Franzosenkaiser in diesem Buch nicht statt, die Verengung von Frankreich auf Napoleon gibt es nur in dem Kapitel, das die beiden berühmtesten Monarchen vergleicht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Wolfgang Knöbl, Die Soziologie vor der Geschichte.
Zur Kritik der Sozialtheorie, Berlin (Suhrkamp) 2022,
316 S. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 2375),
ISBN 978-3-518-29975-3, EUR 22,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christopher Adair-Toteff, Tampa, FL

The title of Wolfgang Knöbl's recent book is challenging: »Die Soziologie vor der Geschichte« can mean »Sociology before History« in the sense that sociology precedes history, yet that cannot be the case since Knöbl believes that history as a discipline preceded sociology. The title is more likely to be intended to be read in the sense that »Sociology stands before History«; that is, sociology is being judged by history. If this is indeed the case, Knöbl makes a compelling case for summoning sociology to the tribunal of history. But this sense of history is not a monolithic discipline (»die Geschichte«), but an ongoing process. Knöbl set himself the task to try to tell the lengthy tale of how history intersected with sociology and then sociology tried to emancipate itself from history – he insists that sociology cannot exist divorced from temporal processes – and he succeeds.

The book is composed of four parts: an introduction and a conclusion and two main sections: the first main section is on social theory between philosophy of history and historicism. Knöbl begins chapter 2 with an account of a breakfast meeting between Raymond Aron and Talcott Parsons in Italy in 1973. By that time, Aron had become as famous as Parsons and Knöbl points out the fundamental differences in sociologies that the two scholars had: Aron had recently published his work on the stages of sociological thinking whereas Parsons' fame rested on his structural sociology. This opposition between Aron's contention that sociology was infused with history and Parsons' insistence that sociology was formal and atemporal is the story of Knöbl's book. Knöbl draws attention to the two dissertations that Aron wrote in the late 1930s. The first was rejected but the second one was accepted after much discussion. Aron himself later wrote that neither were among his best works, but there is no doubt that both dissertations grappled with the relation between philosophy of history and sociological thinking (p. 52–54, 61).

Knöbl devotes the lengthy chapter 3 to the changes in the notion of history from roughly the time of Kant until around the end of the First World War. This includes Kant and Hegel and how they differed regarding the significance and importance of history – Kant tended to minimize it whereas it is well-known that Hegel emphasized it. But both seemed to embrace the idea that history was linear and that meant it was progressive (p. 67). Knöbl also discusses the influences that William von Humboldt, Leopold von Ranke, and Gustav von Droysen exerted in their philosophies of history and how some of them seemed to conjoin German Idealism



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

with Romanticism – that is to understand the historical importance of Reason and the »accidental« (»Zufall«). This leads to Knöbl's investigation of the Southwest School of neo-Kantianism and its proponents Wilhelm Windelband and Heinrich Rickert. This also includes those thinkers who were not »members« of the Southwest School of Neo-Kantianism but were influenced by it; namely Georg Simmel, Max Weber, and Ernst Troeltsch. Troeltsch in particular plays a prominent role in Knöbl's book; not only did he attempt to develop a »universal history of European Culture«, he also intended to overcome »Historismus« (p. 93–95).

»Historismus« is the focus of chapter 4 and Knöbl takes up Karl Mannheim's concept of »Historismus«. Knöbl reminds us that Mannheim's earlier philosophical focal point was the »analysis of »Weltanschauung«« (»Weltanschauungsanalyse«, p. 105–108, 114–117). Knöbl concludes the first part with some observations about Aron's philosophy of history but his larger focus is on Siegfried Landshut. Landshut did not intend to throw the discipline of sociology out of the German university faculties but he did demand an answer to the two questions »Why sociology?« and »What is it essentially?« (p. 132–135).

If the first part of »Die Soziologie vor der Geschichte« was devoted mostly to history, the second part is focused more on sociology. Furthermore, the first part was confined mainly to Europe whereas the second part includes America. The problem that Knöbl sees about America is that it is entirely focused on the present and the future, and it has no use for the past. It is as if Kant and Hegel's linear history was transformed into something that only valued something new. One part of the problem with thinking in the United States after 1945 is that it is too preoccupied with a theory of modernization. Another part is the claim that modernity was a total break from all that came before; hence, there is no need to think historically. Once again, Knöbl complains that Aron's dissertations could have helped rectify this myopia (p. 147–153). Instead, too many people were entranced by the concept of »the modern« – not just Americans but also Europeans. Some of sociology's greatest thinkers were also enthralled by »modernity« – Max Weber, Georg Simmel, and others (p. 154–160).

It was only in the 1970s that some Germans began to dismiss the insistence that there have been only two historical periods: the pre-modern and the modern. Knöbl points out that Reinhart Koselleck specifically took issue with this dichotomy, suggesting there was an intervening period (p. 163–167). Yet there remains the idea that history is a type of theodicy – a justification of how things are and how they should be. Knöbl suggests that some of this can be attributed to Darwin's theory of evolution: a »Teleology of the History« (p. 172).

In the 1980s sociology began to be more interested in temporal phenomena, but it was often driven by sociologists with an interest in anthropology. It is partially because some of these thinkers were concerned with colonialism and post-colonialism (p. 183–188). But

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.96990](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96990)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

some of this is because there were some thinkers who did not have a high opinion of the modern world. Here, Knöbl points in particular to Carl Schmitt's influence on Koselleck. This influence might not be noticed by too many observers but it is evident in the decades-long conflict between Schmitt and Hans Kelsen (see p. 188–190).

The final two chapters are devoted to Knöbl's discussions regarding processes. These are complex and difficult to summarize. They revolve around the notions of individualization and industrialization and involve the notion of narrative. Knöbl rejects the claim there is a »view from nowhere« just as he dismisses the possibility of a »placeless« narrative (p. 269). In Knöbl's view, we are temporal beings and history does matter – even and especially in sociology. Not the history, but a historical process.

»Die Soziologie vor der Geschichte« is not an easy book to read. Knöbl's account covers more than three centuries and he references almost three hundred thinkers. While many names in the first half will be familiar, many of those in the second half will be unfamiliar. Knöbl's book is not easy to understand; the richness of his ideas sometimes clouds their meaning and obscures their significance. Yet, there is no denying the importance of this book. Wolfgang Knöbl challenges our notions of sociology as an atemporal discipline and argues persuasively that sociology, like history, must be considered as a study that is a process. Anyone interested in the relationship between sociology and history should read »Die Soziologie vor der Geschichte«. It is that good.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96990](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96990)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Morgane Le Boulay, La fabrique de l'histoire de l'Europe. Un domaine de recherche entre savoir et pouvoir depuis 1976 en France, en Allemagne et au-delà, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2022, 253 p. (Res Publica), ISBN 978-2-7535-8372-6, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hinnerk Bruhns, Paris

Qu'est-ce que l'histoire de l'Europe? Et quelle est la »fabrique« d'une telle histoire? D'entrée de jeu, Morgane Le Boulay envisage l'histoire de l'Europe comme un »sous-champ de recherche« qu'il s'agissait de créer, comme un objet de stratégies et de luttes de pouvoir, de tentatives de monopolisation des accès aux ressources financières, et de captation des positions de domination, réelles et symboliques. Les acteurs principaux de l'histoire que l'autrice nous présente sont la Commission européenne, le Collège d'Europe à Bruges, l'Institut universitaire européen (IUE) sur la colline de Fiesole, et un groupement d'historiens proche de la Commission. Apparaissent comme acteurs également des tendances historiographiques, des chercheurs et des institutions de recherche, surtout en France et en Allemagne.

L'objectif de ce livre est très ambitieux, trop peut-être. Il s'agit de retracer sur une quarantaine d'années, à partir du milieu des années 1970, la constitution d'un domaine de recherche dont la définition même est objet de conflits et de tensions: une histoire de l'intégration politique et économique de l'Europe ou une histoire longue d'une Europe à géométrie variable et de sa civilisation? L'autrice propose une structuration chronologique de son sujet. Une première partie analyse »Les conditions de formation du sous-champ de recherche consacré à l'histoire de l'Europe (de 1976 à la fin des années 1980)«. Celle-ci remonte à la fondation, dès 1950, du Collège d'Europe pour des études européennes, caractérisé par l'absence d'historiens, et commence véritablement avec les débuts d'une structuration, sous l'égide de la Commission européenne, d'une histoire de l'intégration européenne avec, d'une part, la création de l'IUE en 1976 et, d'autre part, la mise en place, en 1982, d'un »Groupe de liaison des professeurs d'histoire contemporaine auprès de la Commission des Communautés européennes«. Dans ce chapitre, on apprend beaucoup sur les tensions entre, d'une part, les protagonistes d'une histoire essentiellement politique du processus de l'intégration européenne et, d'autre part, des historiens qui défendent une approche d'histoire sociale et culturelle et une vision longue de l'histoire de l'Europe. Tout cela dans un contexte dans lequel les instances européennes élargissent considérablement leurs programmes culturels et d'éducation. Ces tensions sont également mises en rapport avec les visions politiques antagonistes de ce que devrait être l'Europe.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Les tensions produites au sein du milieu des historiens par la tendance du Groupe de liaison à monopoliser les relations avec la Commission, et par conséquent l'accès aux ressources, constituent une sorte de fil rouge de ce livre. Pour illustrer ces tensions, l'autrice choisit de se concentrer, sous la question d'un possible récit alternatif de l'histoire de l'Europe, sur différentes tentatives infructueuses à concevoir un manuel européen d'histoire, puis un manuel d'histoire franco-allemand. D'européenne, son étude devient alors surtout franco-allemande. La deuxième partie de la période étudiée voit l'intégration progressive des sciences sociales, puis de la recherche historique dans les grands programmes européens de financement de la recherche. Cet aspect est abordé également au niveau national, en particulier à travers l'action de la fondation Volkswagen et en France du programme de recherche »L'intelligence de l'Europe«. L'imbrication des champs politique et scientifique est en tout dernier ressort la thématique centrale de l'ouvrage.

L'autrice a exploité nombre d'archives et fonds documentaires. Elle a réuni une quantité impressionnante d'informations sur des programmes de recherche, des revues, des collections éditoriales, des sites internet, des historiens, des chaires consacrées à l'Europe, des institutions et des agences de financement. La bibliographie est riche et variée. Un index des personnes et des institutions aurait été le bienvenu: il aurait facilité l'exploitation de la richesse des informations contenue dans ces 250 pages denses.

Mais qu'apprend le lecteur sur l'histoire de l'Europe, que ce soit celle du processus d'intégration ou celle, plus que millénaire, d'un continent? On peut comprendre le choix de l'autrice de se concentrer sur »les entreprises collectives inscrites dans la durée« (réseaux, groupes ou associations de recherche; supports de publication; dispositifs de formation de jeunes spécialistes de l'histoire de l'Europe; p. 22–25). Mais fallait-il pour autant laisser de côté la dimension scientifique, les problématiques de recherche, la production d'auteurs individuels, les ouvrages collectifs? (p. 23). Peut-on vraiment affirmer que seules les entreprises collectives »structurent l'ordre disciplinaire« et confèrent une existence en tant que tel au domaine scientifique dédié à l'histoire de l'Europe? Quel est le rôle des idées et des intérêts proprement scientifiques des chercheurs et chercheuses par rapport à la volonté »de consolider leur position au sein de la discipline en investissant le sous-champ de recherche qu'est l'histoire de l'Europe«? (p. 177). Morgane Le Boulay privilégie manifestement la deuxième alternative, de même qu'elle privilégie partout l'analyse des relations à l'intérieur de l'histoire (comme discipline) en termes de stratégies, de concurrence et de rapports de domination (p. 220).

Le rétrécissement de la large perspective initiale à la dimension franco-allemande se justifie, certes, par l'impossibilité, d'une part, de mener seul une telle enquête sur tous les pays membres en parallèle, et, d'autre part, par l'intensification, à partir des années 1980, des coopérations franco-allemandes en sciences



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sociales et humaines, et notamment en histoire. L'approche bilatérale aurait cependant nécessité une analyse plus différenciée des paysages institutionnels des deux pays et de leurs effets sur l'attitude différente des chercheurs français et allemands face aux programmes de financements européens, et par conséquent sur la structuration du champ de recherche. Pour ne citer que deux exemples: côté allemand, le rôle de la Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), la plus grande agence de financement de la recherche universitaire allemande, se réduit dans ce livre, en ce qui concerne l'histoire de l'Europe, essentiellement aux soutiens accordés à la formation de jeunes chercheurs. N'aurait-il pas été utile de regarder du côté des principaux programmes de financement de la recherche de la DFG? Côté français: peut-on parler des »historiens de la MSH«? Non, la MSH de Paris n'avait pas de postes de chercheurs, à part des postes temporaires pour des chercheurs étrangers invités. Certes, à l'époque, la FMSH était dirigée par des historiens (Fernand Braudel, Clemens Heller – qui n'apparaît nulle part dans le livre, malgré son rôle prépondérant pour cette histoire – et Maurice Aymard)¹. Quand l'autrice parle des »historiens de la MSH«, il faut entendre: des historiens de plusieurs pays réunis, soutenus et mis en réseaux par la MSH. Et, *last but not least*: mis en contact avec des chercheurs d'autres disciplines. La présentation de l'historiographie française souffre par ailleurs d'une opposition trop schématique entre l'histoire politique et l'histoire promue par l'école des Annales. La diversité du paysage allemand disparaît trop derrière une focalisation sur les historiens berlinois et, dans la première partie, sur l'Institut Max-Planck pour l'histoire à Göttingen et le Georg-Eckert-Institut de Braunschweig (à l'époque: »Internationales Schulbuchinstitut«²).

L'envergure du livre de Morgane Le Boulay suscite une quantité de questions fondamentales dont il faudrait poursuivre l'investigation. Notamment la question des rapports entre politique et science. Les interventions de la Commission européenne étaient, certes, entièrement politiques au début de la période. Mais qu'en était-il à l'époque où les sciences sociales furent intégrées dans les Programmes-cadre pour la recherche et le développement (PCRD)? La Commission apparaît trop comme un acteur monolithique. Il faudrait se pencher sur la composition des comités et sous-comités de programmes qui élaboraient les programmes de travail. Qui (ministères ou organismes de recherche?) représentait les différents pays membres dans ces instances qui, pour le dire

¹ Quand on s'intéresse à la participation d'historiens à des projets européens, il faut distinguer entre les véritables porteurs des projets et les chefs d'établissements qui signent les contrats avec la Commission européenne. Exemple: p. 185, n° 29: CiSoNet. Maurice Aymard l'avait signé comme Administrateur de la MSH, Jürgen Kocka comme Président du WZB. Ni l'un ni l'autre n'était impliqué comme chercheur dans ce projet.

² Voir le compte-rendu de Claire Ravez sur la version anglaise d'une publication à l'occasion des 40 ans du GEI dans »Francia Recensio«, 2022/4, DOI: [10.11588/frrec.2022.4.92297](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92297).

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96992](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96992)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

rapidement, fonctionnaient comme un mélange entre assemblées diplomatiques et conseils scientifiques? L'essence des procédures d'appels à projets ou d'appels à candidatures consiste-t-elle en leur caractère »bureaucratique« (p. 222)?

L'autrice semble regretter (p. 223) la fin des relations étroites entre la Commission européenne et le Groupe de liaison (dont elle critique par ailleurs les tendances hégémoniques) et la fin des financements accordés hors appels à projets dans le cadre de relations directes entre la Commission et le groupe. Elle constate à juste titre que la bureaucratisation (c'est-à-dire la généralisation des procédures d'appels à candidature) s'est faite au détriment »de relations plus variées, reposant notamment sur des intermédiaires cumulant des positions dans différents espaces [...]« (p. 223). C'est un constat important. Dans la structuration des domaines de recherche sur l'histoire de l'Europe et sur l'histoire comparée européenne, ces intermédiaires, personnes et institutions, ont joué un rôle clé. Souligner l'importance de telles instances intermédiaires est encore plus important aujourd'hui, et la recherche de Morgane Le Boulay mériterait d'être poursuivie dans cette direction.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96992](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96992)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kolja Lindner, Marx, Marxism and the Question of Eurocentrism, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2022, XXIII–168 p., 1 fig. (Marx, Engels, and Marxisms), ISBN 978-3-030-81823-4, EUR 105,49.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Numa Ducange, Mont-Saint-Aignan

La question abordée par ce petit ouvrage du politiste Kolja Lindner concerne le rapport de Marx et des traditions marxistes à l'eurocentrisme. Il s'inscrit dans un débat – venu principalement du monde anglo-saxon mais ayant désormais de fortes résonances dans plusieurs pays – prenant à bras-le-corps la question du supposé eurocentrisme du penseur de Trèves et des traditions politiques et intellectuelles qui se sont réclamées de lui jusqu'à nos jours. Le débat existe au moins depuis l'accusation d'Edward Saïd dans son fameux ouvrage sur l'orientalisme (1978), où Marx est considéré comme un représentant typique de celui-ci.

Lindner, très critique à l'égard de certaines tendances du marxisme contemporain, s'en prend à celles qui rejettent les études post-coloniales et les analyses intersectionnelles. Dans son introduction générale, il affirme »The rejection of postcolonial and intersectional analyses in this kind of Marxism has disastrous political consequences as it pits different forms of emancipatory aspirations against one another« (S. XVI).

Les trois premiers chapitres analysent d'un point de vue théorique et philologique l'eurocentrisme dans l'œuvre de Marx. Le quatrième contient un certain nombre de considérations sur le marxisme au XXI^e siècle, le cinquième constitue une critique sévère du marxisme de Vivek Chibber et le dernier retranscrit un débat entre l'auteur et d'autres scientifiques sur Marx, l'universalisme et le »Global South«.

Le premier chapitre propose une approche singulière de la façon dont Marx prend ses distances avec l'eurocentrisme. Il contient une analyse serrée et rigoureuse de ses écrits, notamment tardifs. S'il n'est pas toujours évident de distinguer les apports propres de Lindner par rapport à d'autres auteurs ayant abordé le même sujet (Kevin Anderson, Marcello Musto), il s'agit d'un des passages les plus intéressants du livre.

Le deuxième chapitre défend une thèse singulière: le philosophe aurait finalement abandonné le fameux »matérialisme historique« tant vanté par le marxisme ultérieur. Un marxisme qui aurait de ce fait mal compris Marx, notamment ses écrits à partir des années 1860. Dans ce chapitre, Lindner semble davantage motivé par la volonté de s'inscrire à tout prix à contre-courant du marxisme classique que par une étude contextualisée rigoureuse. La suite de l'ouvrage montre son souhait de faire à tout prix de Marx un précurseur de l'intersectionnalité: »With these developments in his



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

view on colonialism and gender, late Marx – and this is probably another reason why traditional Marxism avoids him so much – opens up to an intersectional conception of different forms of domination» (S. 82). À partir de là, des analyses intéressantes du propos marxien côtoient une série de remarques polémiques sur des auteurs contemporains qui ont tendance à desservir le propos. Le post-colonialisme étant devenu selon Lindner la ressource indispensable pour toute science humaine digne de son nom, toute critique s'écarterant de cette ligne interprétative subit une attaque au vitriol. Le chapitre dédié à Vivek Chibber s'inscrit dans la même logique: entièrement à charge et sans ouvrir de dialogue constructif. Le débat qui conclut l'ouvrage, à plusieurs voix, offre davantage de voies stimulantes, notamment au niveau méthodologique.

Au-delà du parti pris contre un tel ou un tel, les perspectives proposées ici sur la prise de distance de Marx à l'égard de l'eurocentrisme nous semblent être contestables. En effet, l'auteur souligne à juste titre que le dernier Marx se montre théoriquement, politiquement et on pourrait même dire anthropologiquement capable d'opérer une bifurcation que peu de socialistes européens sont alors capables de faire. Mais il part du principe qu'un tel changement résulte de l'ouverture grandissante de Marx au monde, montrant sa singularité voire son génie propre. Mais il n'évoque jamais le fait que pour lui cette période est aussi celle d'amères déceptions: que ce soit en France ou en Allemagne, Marx ne parvient pas à peser autant qu'il le souhaitait sur le devenir du mouvement ouvrier européen, comme en atteste notamment sa fameuse «Critique du programme de Gotha» (1875) que personne ne juge bon significativement de publier à l'époque. Tourner son regard vers la Russie et «l'Orient» n'est-il pas un moyen pour lui d'essayer tout simplement de trouver des lieux plus propices au pari révolutionnaire initial, qui semble temporairement ajourné en Occident? Nulle part une telle hypothèse n'est ne serait-ce que suggérée, montrant toutes les limites d'une approche philologique parfois extrêmement dense mais qui ne s'intéresse plus qu'à la cohérence interne des textes hors de tout contexte historique concret.

Du côté de la tradition marxiste qui est ici largement condamnée, un autre élément majeur semble échapper à l'auteur: nombre de dirigeants marxistes du tiers-monde ou du «Global South» ont lu avant tout les textes les plus «eurocentriques» de Marx sans connaître ses derniers développements des années 1881-1883. Cela n'a pourtant pas empêché le marxisme prétendument et supposé «eurocentrique» d'avoir un écho planétaire, plus important même à l'extérieur de l'Europe qu'en son sein au cours du XX^e siècle. Ces dernières décennies le marxisme a politiquement beaucoup reculé dans le «Global South» alors que les recherches sur le dernier Marx ont beaucoup progressé ... Ces recherches n'ont pourtant pas permis de faire émerger un nouveau marxisme «post-colonial» ayant un quelconque correspondant politique. Le fait qu'un élément aussi structurel n'intéresse pas l'auteur montre là encore les limites de sa démarche.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97172](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97172)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»Marx, Marxism and the Question of Eurocentrism« demeure néanmoins un recueil intéressant pour qui veut se faire une idée des débats traversant le marxisme à l'échelle internationale. Les divisions qui traversent ce courant – que l'on avait trop rapidement enterré dans les années 1990 – montrent à elles seules sa vivacité. Néanmoins, pour avoir un regard plus distancié et complet sur Marx et les univers non-européens, le lecteur pourra se tourner vers les travaux de Marcello Musto sur le dernier Marx, disponible en langue allemande et depuis peu en français (»Les dernières années de Karl Marx«, Paris 2023).

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97172](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97172)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Peter Longerich, Die Sportpalast-Rede 1943.
Goebbels und der »totale Krieg«, München
(Siedler Verlag) 2023, 208 S., ISBN 978-3-8275-0171-4,
EUR 24,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Anne-Marie Corbin, Paris

Il y a bien une dizaine d'années, Peter Longerich avait rédigé une biographie de Joseph Goebbels de près de mille pages. Rien d'étonnant à ce que son bref ouvrage (208 p.) sur le discours de propagande de février 1943 sur la »guerre totale« soit devenu un bestseller en Allemagne. En effet, il était accessible à un plus large public. Son approche du sujet ne s'adresse pas qu'à des historiens spécialistes du sujet: Longerich situe le contexte historique du discours, mais ne se limite pas à cela; le lecteur trouve l'ensemble du discours annoté de manière précise, presque paragraphe par paragraphe; enfin les répercussions du discours, ses échos dans la presse à l'étranger et en Allemagne sont résumés et les mesures que le régime nazi – et en particulier Hitler – en tire bien montrées.

Le concept de »guerre totale« date d'un discours d'Erich Ludendorff de 1935. À ses yeux, cela signifiait que la future guerre mondiale devrait fonctionner en subordonnant tous les domaines de la vie courante aux obligations de la guerre. L'ensemble de la production, l'investissement humain devaient aller de pair avec une transformation totale de l'État et de la société, organisée déjà en temps de paix et tablant sur le soutien de la population sous l'égide d'un chef.

Malgré son poste de ministre de la Propagande, Goebbels déplorait de ne pas faire partie du cercle restreint autour de Hitler, bien informé des décisions à venir. En 1938–1939, il se vit dépasser par Joachim von Ribbentrop et Heinrich Himmler pour ne pas avoir suffisamment pris en compte les objectifs poursuivis. En automne 1941 il avertit la population allemande de la nécessité à venir de réaliser des sacrifices. Ceci s'accroît encore en 1942–1943 avec la défaite de l'offensive allemande à Stalingrad, l'avance de Montgomery le 2 novembre 1942 lors de la bataille d'El-Alamein et le débarquement des Américains et des Anglais en Algérie et au Maroc le 8 novembre. Fin 1942, Goebbels considérait froidement les déportations et les massacres des Juifs comme un facteur indispensable au projet de »guerre totale«. Il projetait de rendre obligatoire l'emploi des femmes, de mettre à l'arrêt les industries non indispensables à la guerre et de fermer les magasins et restaurants de luxe. En janvier 1943, Goebbels était fort pessimiste par rapport au destin de la 6^e armée allemande encerclée à Stalingrad et qui allait tomber le 5 février 1943. Il fallait renforcer rapidement l'autorité du parti et de l'État et son contrôle sur la population en intensifiant l'effort de guerre en accord avec Hitler.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tous ces éléments se retrouvent dans le discours de Goebbels, un exemple très réussi de la propagande nazie diffusée dans un lieu symbolique – le palais des sports de Berlin – et retransmis par tous les moyens médiatiques de l'époque, la presse, la radio et les informations filmées. Ce discours est bien caractéristique du style de Goebbels, propagandiste en chef, démagogue à outrance, ne reculant devant aucun mensonge. C'est aussi un exemple très réussi de la manipulation des foules livrées sans frein au discours nazi, fanatisées et prêtes à soutenir le régime malgré ses exactions et les crimes qu'il commettait. Acclamations et applaudissements du public ponctuent la bande-son (p. 69).

Le discours est structuré en trois parties. Il commence par une introduction qui met l'accent sur la gravité de la situation et la nécessité de se lancer immédiatement dans l'action. Dans la partie centrale, trois thèses sont énoncées avec leurs justifications: d'abord le fait que le Reich allemand et l'Europe succomberaient au bolchévisme si l'armée allemande n'était pas en mesure de s'opposer à son assaut; seuls les Allemands et leur armée seraient capables de sauver l'Europe; enfin devant ce danger, il serait question d'agir vite avant qu'il ne soit trop tard.

Dans la troisième partie du discours, Goebbels pose dix questions rhétoriques auxquelles le public répond positivement dans l'enthousiasme en criant et en applaudissant à tour de bras (p. 132-137). La huitième question par exemple traite de l'investissement des femmes dans la production »partout où cela est possible pour libérer des hommes qui doivent aller au front [...]». Vous êtes une partie du peuple. Par votre voix, le peuple a fait entendre son accord« (p. 136-137). Les femmes peuvent être appelées à travailler jusqu'à l'âge de 50 ans (Hitler aurait préféré 55 ans, p. 176).

Quant aux échos de la presse, il faut constater que – contrairement à la presse turque ou suédoise – les journaux suisses ne passent pas son discours sous silence et manifestent parfois une »chaude sympathie« comme Goebbels le note dans son journal. Mais la presse britannique et américaine n'est pas dupe et a heureusement percé à jour la propagande du régime. Même sans évoquer les opposants au régime, les réactions en Allemagne ne sont pas unanimes, en particulier pour le jeu de questions-réponses à la fin du discours.

Goebbels n'obtient pas un succès sur toute la ligne. Il ne parvient pas à imposer certaines mesures qui dépendent d'autres ministères, ou contre lesquelles se mobilisent de nombreuses personnes: la fermeture des théâtres, des orchestres et des spectacles de variété, dans un premier temps effective, puis remise en cause. C'est Hitler lui-même qui intervient contre l'arrêt de la production de bière et de sucreries.

La »guerre totale« de Goebbels va se solder par la défaite totale de l'Allemagne. Goebbels se suicide un jour après Hitler aux côtés de sa femme qui vient d'empoisonner leurs six enfants.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Catherine Maurer, Jérôme Schweitzer, Pauline Belvèze, Théo Mertz, Alain Colas (dir.), Face au nazisme. Le cas alsacien, Strasbourg (BNU Éditions) 2022, 191 p., ill. en n/b et en coul., ISBN 978-2-85923-094-4, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Rainer Möhler, Saarbrücken

Das Elsass hat sich jahrzehntelang schwer getan mit seiner jüngsten Vergangenheit im Zeitalter des Nationalismus, der einen vierfachen Wechsel der nationalen Zugehörigkeit mit sich brachte (1870/71, 1918/19, 1940, 1944/45). Politische Brüche, die jeweils mit massenhaften Auswanderungen, Ausweisungen oder Deportationen einhergingen und im Herbst 1942 dazu führten, dass Elsässer und Lothringer völkerrechtswidrig in die Wehrmacht und SS zwangsrekrutiert wurden. Nach Kriegsende trafen diese »Malgré-nous«, soweit sie ihren Militäreinsatz an der Ostfront und die sowjetische Kriegsgefangenschaft überlebt hatten, in der Heimat auf zurückgekehrte Elsässer und Elsässerinnen, die die Kriegsjahre in der Evakuierung im Südwesten Frankreichs überstanden oder in der französischen Résistance gekämpft hatten, sowie auf diejenigen, die während der deutschen Besatzungszeit im Elsass geblieben waren, passiv die nationalsozialistische Politik ertragen oder sich aber aktiv als Kollaborateure dem NS-Regime angedient hatten. Diese besondere Nachkriegssituation führte dazu, dass nach einer kurzen Übergangsphase der »Épuration«, der politisch-kulturellen Säuberung der elsässischen Gesellschaft, versucht wurde, die sehr konträren Lebenserfahrungen selbst innerhalb einer Familie mit dem Mantel des Schweigens zu bedecken – das Theaterstück von 1949: »Enfin ..., Redde m'r nimm devun«, von Germain Muller ist hierfür sprichwörtlich geworden.

Auch die elsässische Zeitgeschichtsforschung begann sich erst Anfang der 1980er-Jahre vorsichtig der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Besatzungszeit zu nähern; Universitätsgelehrte wie der Straßburger Landeshistoriker Bernard Vogler waren dabei aber die Ausnahme. Engagierte Lehrer wie Robert Steegmann (»Le Struthof«, 2005), Juristen wie Jean-Laurent Vonau (»Gauleiter Wagner«, 2011) und zahlreiche Beiträge in der Zeitschrift der »Les saisons d'Alsace« bearbeiteten die umstrittenen Themen; bis heute ist allerdings die Dissertation von Lothar Kettenacker »Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsass« aus dem Jahre 1973¹ das maßgebende Standardwerk zu diesem Zeitabschnitt geblieben.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. die Besprechung der frz. Ausgabe (1978) in »Francia«, 9 (1981), S. 853–855, DOI: [10.11588/fr.1981.0.51066](https://doi.org/10.11588/fr.1981.0.51066).

Umso lobenswerter ist es, dass jetzt mit dem Ausstellungskatalog »Face au nazisme: le cas alsacien«, ein Buch vorliegt, das reichhaltig illustriert mit zeitgenössischen Dokumenten, Fotos und Plakaten in wichtige Themen dieser elsässischen Zeitgeschichte einführt. Ausstellung und Katalog sind ein Gemeinschaftswerk der Straßburger Universitätshistorikerin Catherine Maurer und des Bibliothekskonservators Jérôme Schweitzer von der BNUS (Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg), die für einzelne Themen weitere Autoren und Autorinnen gewinnen konnten: Theresa Ehret zur NS-Kirchenpolitik, Théophile Leroy und Frédéric Stroh zur nationalsozialistischen Repression gegenüber »Gemeinschaftsfremden« im Elsass (Juden, »Tsiganes« und Homosexuelle), Jean-Marc Dreyfus zur »Beschlagnahme feindlichen Vermögens« durch den NS-Staat und dessen Restituierung nach Kriegsende.

In drei großen Blöcken: zunächst zur Zwischenkriegszeit (»une frontière contestée«), dann zu den Jahren der nationalsozialistischen »Annexion de fait« und abschließend zu deren Erinnerungsgeschichte bis heute (»de la mémoire à l'histoire«) bekommt der Leser durch kürzere Überblicksartikel und längere thematische Aufsätze die notwendigen Informationen, um die zahlreichen, durchweg interessanten und zum Teil bislang noch nicht veröffentlichten Illustrationen historisch einordnen zu können. Themen, die von der »offiziellen« französischen Geschichtsschreibung jahrzehntelang vernachlässigt worden waren, wie die elsässisch-autonomistische Heimatbewegung der 1920- und 1930er-Jahre mit ihrem vom NS-Staat posthum zum Märtyrer erhobenen Politiker Karl Roos, oder die Geschichte der beiden Straßburger Universitäten, der nationalsozialistischen Reichsuniversität und der nach Clermont-Ferrand evakuierten Université de Strasbourg, werden ausführlich behandelt. Auch die bis heute im Elsass nur ungern gestellte Frage nach Mitläufertum und Kollaboration wird gestellt.

An manchen Stellen hätte der Rezensent sich gewünscht, dass die Autoren und Autorinnen prononciertere Urteile gefällt hätten, zum Beispiel zu dem vom französischen Staat politisch-instrumentalisierten Prozess gegen die elsässischen Autonomisten in Colmar 1928 oder zum juristisch äußerst fragwürdigen Todesurteil des französischen Kriegsgerichts gegen Karl Roos. Auch der elsässische Widerstand kommt in der Darstellung zu kurz – das ist schade, denn es gab ihn hier in vielfältiger Weise, von Pfadfindern, Studierenden bis zu Eisenbahnern, von Männern und Frauen; und er wurde vom badischen Gauleiter Robert Wagner mit äußerster Härte bekämpft. Die Widerständler gerieten nach der Befreiung bald in Vergessenheit, zeigten sie doch der elsässischen Nachkriegsgesellschaft, dass es auch unter der direkten nationalsozialistischen Besatzung durchaus Handlungsspielräume jenseits des Mitläufertums und der Kollaboration gegeben hatte.

Auffallend ist, dass bei der Ausstellung und dem Katalog anscheinend auf eine Mitarbeit der deutschen

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96994](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96994)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Zeitgeschichtsforschung verzichtet wurde; auch die einschlägigen deutschen Archive wie das badische Generallandesarchiv in Karlsruhe oder das Bundesarchiv wurden nicht konsultiert. Dies soll nicht den Verdienst der elsässischen Zeitgeschichtsforschung schmälern, die in den letzten beiden Jahrzehnten aktiv die Historisierungsarbeit dieser immer noch mit vielen gesellschaftlich-kulturellen Tabus behafteten Regionalgeschichte angegangen ist. Es verstärkt aber den allgemeinen Eindruck, dass die elsässischen Forscher und Forscherinnen unter sich bleiben wollen, und an einem transnationalen Austausch kaum Interesse haben. Wichtige Forschungsergebnisse werden dadurch nicht oder erst sehr verspätet rezipiert (so ist auch dieser Katalog aktuell nur in einer größeren deutschen Bibliothek vorhanden). Und diese Tendenz reiht sich leider in den größeren Rahmen der derzeitigen deutsch-französischen Beziehungen auf politischer und gesellschaftlicher Ebene ein: von den temporären Grenzsicherungen zu Beginn der Corona-Pandemie bis zum beiderseitig abnehmenden Interesse am Nachbarland und seiner Sprache.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Kathrin Mess, Hier kommst du nie mehr raus.
Luxemburger Frauen im Zweiten Weltkrieg
zwischen Widerstand, Verfolgung und Inhaftierung,
Differdingen (Institut für Geschichte und Soziales)
2021, 304 S., ISBN 978-2-919784-03-5, EUR 45,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mechthild Giltmer, Berlin

Das höchst informative, reich bebilderte und aufwändig gestaltete Buch von Katrin Mess ist das gelungene Ergebnis jahrzehntelanger intensiver Forschung der Autorin. Es gelingt ihr vorbildlich dem sensiblen historischen Thema gerecht zu werden und ihre wissenschaftliche Perspektive mit einem emotionalen Blick auf die schwer darstellbaren Ereignisse zu verbinden. Der zentrale Gegenstand ihres Buches, die Luxemburger Frauen, die im Zweiten Weltkrieg Widerstand geleistet haben und deshalb verfolgt wurden, werden in ihrem Buch auf anschauliche Weise lebendig. Dies umso mehr, als Katrin Mess sie mit ihrem widerständigen Verhalten in ihrem Umfeld und im zeitgenössischen Kontext verortet.

In ihrer Einleitung skizziert sie zunächst den Forschungsstand und die für ihre Forschungen herangezogenen Quellen. Sehr zu Recht betont sie, dass mit der Verfolgung und Inhaftierung der Frauen keine einheitliche Erfahrung verbunden war: »Jede Frau brachte einen anderen sozialen Erfahrungshintergrund mit, der die Wahrnehmung der Lagerhaft, die Befreiung und die Rückkehr nach Luxemburg beeinflusste« (S. 22). Und insofern erheben die dargestellten Geschichten nicht den Anspruch auf Universalität. Das Buch behandelt den Widerstand der Frauen in insgesamt elf Kapiteln in einer chronologischen Perspektive. Sie lässt vor allem die Frauen selbst zu Wort kommen, indem sie ausführlich aus Tagebuchaufzeichnungen, autobiografischen Texten und Briefen zitiert. Die Auswertung von NS-Akten versteht sie lediglich als »Ergänzung der hier vorgestellten Biographien« (S. 22). Im Wechsel der Stimmen gelingt es Katrin Mess, das individuelle Schicksal in den größeren historischen Gesamtzusammenhang zu stellen, Strukturen aufzuzeigen und damit die Geschichte in ihrer Komplexität zu zeigen. Sie geht dabei durchaus auch auf Grauzonen und mögliche Leerstellen ein, »die wir vielleicht niemals füllen können« (S. 23). Sie scheut auch nicht davor zurück, Konflikte zu benennen, z. B. wenn sich Ungereimtheiten in den Zeugnissen der Frauen zeigen.

Im zweiten Kapitel charakterisiert sie den »Alltag unterm Hakenkreuz« nach der Besetzung Luxemburgs durch die Deutschen und die damit verbundene generelle Atmosphäre der Überwachung, Kontrolle und der Kriminalisierung einfacher, alltäglicher Handlungen. Durch harte Maßnahmen und Repression sollte jegliche Opposition gegen das Besatzungsregime im Keim



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

erstickt werden. Und es genügte wenig, um ins Visier der Behörden zu geraten. Dadurch wurde ein allgemeines Klima der Angst und des Misstrauens geschürt. In diesem schwierigen Umfeld begannen die Frauen Formen des Widerstands zu entwickeln.

Im dritten Kapitel reflektiert Katrin Mess zunächst den Widerstandsbegriff und seine Wandlung ebenso wie seine Verwendung in der Forschung. Am Beispiel der Widerstandskämpferin Marie Brix zeigt sie, dass die Widerstandshandlungen aus verschiedenen aufeinander bezogenen Facetten bestanden, »die sich nur mithilfe eines umfangreichen überregionalen Netzwerks realisieren ließen« (S. 46). Für die Frauen galt, dass sie in einer für sie völlig neuen Situation handelten, für die es keine vorgefertigten Erfahrungen und Handlungsmuster gab. Die Motive der Frauen waren vielfältig und veränderten sich im Lauf der Zeit. Sie handelten aus Patriotismus, politischer Überzeugung oder um Menschen zu helfen, die in Not waren (S. 54f.). Andere handelten humanistisch, z. T. aus christlicher Grundhaltung. Ihre Aktivitäten bestanden zunächst in Propagandaarbeit, dem Erstellen und Verteilen von Flugblättern und dem Auskundschaften militärischer Ziele. Frauen waren häufig als Kuriere und bei der Informationsübermittlung tätig und organisierten Lebensmittel und Geld. Nach der Einführung des Reichsarbeitsdienstes (RAD) im Mai 1941 und der Wehrpflicht für die Luxemburger Männer (August 1942), bestand eine wichtige Tätigkeit der Frauen darin, Wehrpflichtige zu verstecken, ihnen zur Flucht zu verhelfen und sie ganz grundsätzlich zu versorgen. Mit Voranschreiten des Krieges und der sich abzeichnenden Niederlage erhöhte die Okkupationsmacht den Druck auf die Luxemburger Bevölkerung.

In ihrem vierten Kapitel beschreibt die Autorin anschaulich, dass die zunehmenden Verhaftungen ein Klima der Angst und des Misstrauens unter den Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfern schürten, die sich vor den zahlreichen Spitzeln in den eigenen Reihen fürchten mussten. Auch für den Luxemburger Kontext gilt, dass die Gestapo ohne die zahlreichen Denunziationen nicht so wirksam und effektiv gearbeitet hätte. Das fünfte Kapitel ist den verschiedenen Wegen der Frauen gewidmet. Nach ihrer Verhaftung kamen die Frauen zunächst in lokale Gestapo-Zentren in Luxemburg. Danach wurden sie an das Frauengefängnis Luxemburg übergeben und in weitere Haftanstalten überstellt (Trier, Flußbach, Ziegenhain und Allendorf). Für viele Frauen waren diese Orte Durchgangsstationen auf ihrem Weg in das »Schreckenslager« Ravensbrück. Insgesamt kamen 200 Frauen und zehn Männer aus Luxemburg in das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück (Kapitel 6). Dank der Häftlingsdatei des Archivs in Ravensbrück sind 155 Frauen mit vollständigem Namen und einer Lagernummer nachgewiesen. Katrin Mess rekonstruiert die Bedingungen von Überleben und Sterben im Lager anhand zahlreicher Zitate ehemaliger Häftlinge, die noch im Lager – wie Yvonne Useldinger – oder unmittelbar nach der Befreiung ihre Erinnerungen notiert haben. Neben dem Schock der Ankunft, der unmenschlichen Behandlung, Hunger, Krankheit

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96996](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96996)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und Entbehrungen und Grausamkeiten kommen auch Aspekte wie die Situation mitinhaftierter, sogenannter »asozialer« Frauen zur Sprache, deren spezifisches Schicksal in der Forschung lange vernachlässigt wurde.

Von den Luxemburgerinnen wurden mehrere in einem der zahlreichen Außenlager zur Zwangsarbeit für die Rüstungsproduktion eingesetzt. Ihr Schicksal wird detailliert im siebten Kapitel dargestellt. Mehr als 80 Luxemburgerinnen wurden am 24. und 25. April 1945 aus Ravensbrück befreit. Sie gehörten zu den etwa 7500 Häftlingen, die aufgrund von Verhandlungen mit dem schwedischen Roten Kreuz und Graf Folke Bernadotte in den letzten Apriltagen nach Dänemark und Schweden evakuiert wurden (Kapitel 8). Bei Auflösung der Lager wurden die noch verbliebenen Frauen auf einen der sogenannten »Todesmärsche« gezwungen – so auch einige Luxemburgerinnen. Im allgemeinen Chaos der letzten Kriegstage schlugen sich schließlich andere Frauen auf abenteuerlichen Wegen und auf sich alleine gestellt in die Heimat durch. Die letzten drei Kapitel behandeln die Rückkehr der Frauen nach Luxemburg, ihr »Leben zwischen Ignoranz, Entfremdung und Sprachlosigkeit« (S. 194), ihren Kampf um Anerkennung und die mangelnde öffentliche Ehrung ihres Engagements.

Man hätte sich an mancher Stelle eine vertiefende Analyse der spezifischen Erfahrung und Behandlung von Frauen aus Genderperspektive gewünscht. Es ist bedauerlich, dass die entsprechende Forschung für die aus Frankreich deportierten Frauen, die einen Vergleich und auch eine europäische Perspektive auf das Thema ermöglicht hätte, nicht berücksichtigt wird¹. Mir scheint auch, dass die beiden Häftlingskategorien »Asoziale« und »Zigeuner« differenzierter betrachtet werden müssten². Es ist jedoch zu begrüßen, dass Katrin Mess die Häftlingsgruppe der »Asozialen« in den Blick nimmt. Gleichzeitig müssen die administrativen Etikettierungen der Frauen jedoch stets auch kritisch unter die Lupe genommen werden, da sie nicht immer einer Realität entsprechen, sondern dem Frauenbild der Zeit. So stellt die politische Aktivität von Frauen an sich schon eine Abweichung von der Norm dar und wird teilweise mit »leichtem Lebenswandel« in Verbindung gebracht.

¹ Christine Bard, *L'histoire des femmes au défi de la déportation*, in: *Histoire@Politique* 2008/2 (n° 5), DOI: [10.3917/hp.005.0002](https://doi.org/10.3917/hp.005.0002); Philippe Mezzasalma, Anne Joly, Frédérique Joannic-Seta (Hg.), *Femmes en déportation – Les déportées de répression dans les camps nazis 1940–1945*, Paris 2021.

² Vgl. dazu: Monique Heddebaut, *Die Deportation der tsiganes aus Nordfrankreich und Belgien*; Lucie Hébert, *Frauen im Schatten. »Gewöhnliche« Straftäterinnen oder sogenannte Asoziale*; Anne-Yvonne Savigneux-Lointier, *Die »überhörten« Stimmen der aus Frankreich deportierten Prostituierten*. Alle drei Beiträge finden sich in: Mechthild Gilzmer, Hannah Sprute (Hg.), *Frauen aus Frankreich im KZ Ravensbrück (1942–1945). Deutsch-Französische Forschungsperspektiven*. Berlin 2023.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Etwas gewöhnungsbedürftig ist die verwirrende grafische Gestaltung des Bandes. Auch wenn die ausführliche Begründung am Ende des Bandes nachvollzogen werden kann, so erschwert die Gestaltung teilweise die Lektüre und dadurch das Verständnis. Aber das schmälert die Bedeutung des Bandes keineswegs.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96996](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96996)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Thibault Montbazet, Une année terrible.
Histoire biographique du siège de Paris
1870-1871, Paris (Passés/Composés) 2022, 288 p.,
ISBN 978-2-3793-3355-2, EUR 20,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Daniel Mollenhauer, München

Wahrscheinlich die meisten Historiker und Historikerinnen träumen davon: Im Familienerbe findet sich irgendwo ein ganzer Schrank voll mit reichhaltigem Quellenmaterial zur Familiengeschichte: Briefe, Tagebücher, Zeugnisse. Ein solcher Fund steht am Anfang des hier vorzustellenden Buches: ein Konvolut aus 157 Briefen, die Léon Lescœur, zu diesem Zeitpunkt ein hoher Beamter im Bildungsministerium, während der »année terrible« 1870/1871 von Paris aus an seine Frau geschrieben hat, die sich fernab des Kriegsgeschehens auf dem Familiensitz in Pierreclos (Saône-et-Loire) aufhielt. Auf der Grundlage dieser Briefe sowie zahlreicher weiterer Dokumente, die er in den Schränken des Hauses in Pierreclos fand, hat der junge Historiker Thibault Montbazet, ein ferner Nachkomme dieses Léon Lescœur, eine »Histoire biographique du siège de Paris« geschrieben. Um es vorwegzunehmen: ein sehr lesenswertes Buch.

Der 1821 geborene Léon Lescœur entstammt einer bürgerlichen Notabeln-Familie, die es bereits zum Zeitpunkt seiner Geburt zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte. Zeit seines Lebens ist er stolz auf diesen bürgerlichen und provinziellen Hintergrund; die Familie ist außerdem durch ihre Beziehung zum jansenistischen Katholizismus geprägt. Léon studierte an der École normale in Paris, wurde aber nicht zur Agrégation zugelassen; er arbeitet zunächst als Lehrer, bevor er 1854 als Schulinspektor der Académie von Niort in die Schulverwaltung eintritt. 1868 gelangt er schließlich, inzwischen verheiratet und Familienvater, in die zentrale Verwaltung des Bildungsministeriums nach Paris, wo er bis zu seiner Pensionierung 1882 arbeiten sollte. Das erste Kapitel des Buches (»Portrait en kaléidoscope«) ist der Rekonstruktion dieses familiären Hintergrunds und der beruflichen Karriere gewidmet; bereits hier zeigen sich die besonderen Qualitäten, die Montbazets Arbeit auszeichnen, nämlich eine virtuose Verflechtung von Mikro- und Makroperspektive, das stete Hin und Her zwischen der biografischen und der sozialgeschichtlichen Perspektive. Ausbildung, Partnerwahl, Berufsleben oder Weltanschauung Léons sind hier nie biografischer Selbstzweck, sondern stets Anlass zu Reflexionen über das bürgerlich-provinzielle Milieu, dem er entstammt.

Die folgenden drei Kapitel sind dem Krieg und der Belagerung von Paris gewidmet; genauer gesagt, dem Zeitraum vom Ausbruch der Feindseligkeiten im Juli 1870 bis Anfang Februar 1871, als Léon Lescœur nach dem Abschluss des Waffenstillstandes Paris verlassen und zu seiner Familie in Burgund reisen konnte. Den



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Krieg erlebt Léon überwiegend als Beobachter: Zwar wurde auch er – wie alle Männer – nach der Revolution des 4. September 1870 in die neuformierte Nationalgarde einberufen, er engagierte sich aber nur höchst widerwillig und seine Dienstpflichten beschränkten sich weitgehend auf Wachdienste an den Befestigungsanlagen der Stadt. So können wir verfolgen, wie Lescœur nach Beginn der Kriegshandlungen vergeblich nach verlässlichen Informationen über den Kriegsverlauf und das Kriegsglück sucht, wie er das Leben in der belagerten Stadt beschreibt (und sich bemüht, die möglichen Sorgen der Familie zu zerstreuen), wie er bald nach den ersten Niederlagen immer mehr Distanz zum Regime des Empire und zur Person des Kaisers aufbaut, wie ihn nach dem Sturz des Empire bald die Furcht vor sozialen Unruhen ergreift, wie sich peu à peu auch Léons Deutschlandbild zu einem dezidierten Feindbild wandelt.

Auch hier gelingt es Montbazet vorbildlich, das Einzelschicksal und -zeugnis mit der (in zahlreichen publizierten Quellen niedergelegten) Kollektiverfahrung zusammenzubringen. Denn Lescœurs Beobachtungen und Kommentare sind letztlich wenig originell: Sie repräsentieren die Wahrnehmungen der Bewohner der belagerten Stadt, und zwar vor allem die Wahrnehmungen eines bürgerlichen Beamten, der die materiellen Härten – insbesondere den Hunger – kaum am eigenen Leibe zu spüren hatte.

Gut 30 Jahre nach den Ereignissen ist Léon Lescœur in einem an seine Enkel gerichteten autobiografischen Text noch einmal auf seine Erlebnisse während der »année terrible« zurückgekommen. Der Autor nutzt diese Aufzeichnungen im abschließenden fünften Kapitel einerseits, um die (nicht mehr in Briefen abgebildete) Rückkehr Lescœurs zu seiner Familie zu rekonstruieren, andererseits, um den Wandel seiner Wahrnehmungen zwischen dem eigentlichen Ereignis und dem Moment der Niederschrift seiner Erinnerungen zu analysieren. Tatsächlich hatten sich die Ansichten des inzwischen 84-jährigen Léon erheblich geändert, ja radikalisiert. Das Bild, das er von den Deutschen zeichnet, ist noch einmal deutlich negativer und hasserfüllter, vor allem aber hat er sich von der Republik, der er 1870/1871 noch mit einem gewissen Wohlwollen gegenüberstand, entfremdet. Im Text finden sich nun ideologische Versatzstücke des rechtsextremen Diskurses der Jahrhundertwende, von denen 30 Jahre zuvor noch nichts zu erahnen war: antisemitische Ressentiments, Invektiven gegen die Freimaurerei. Lescœur, so analysiert Montbazet, trauerte einer Welt nach, in der die bürgerlichen Provinznobeln über natürliche Autorität verfügten und Politik und Gesellschaft dominierten – unabhängig von der politischen Verfassung des Landes.

Nicolas Bourguinat und Gilles Vogt haben mit ihrer »histoire globale« des Krieges von 1870/1871 gezeigt, dass eine globalgeschichtliche Erweiterung der Perspektive neue Erkenntnisse über einen gut erforschten Themenkomplex



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hervorbringen kann¹. Thibault Montbabet bringt nun mit seiner flüssig geschriebenen und methodisch reflektierten »histoire biographique« den Beweis, dass auch mit einem mikohistorischen Zugriff dieses Ziel erreicht werden kann.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.96999](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.96999)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Nicolas Bourguinat, Gilles Vogt, [La guerre franco-allemande de 1870. Une histoire globale](#), Paris 2020.

**Karl Heinrich Pohl, Sachsen 1923. Das
linksrepublikanische Projekt – eine vertane Chance
für die Weimarer Demokratie?, Göttingen (V&R)
2022, 307 S., ISBN 978-3-525-31143-1, EUR 45,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Roques, Reims

Crise économique, hyperinflation, occupation militaire de la Ruhr, tentative de putsch hitlérien à Munich: l'année 1923 fut une année dramatique pour l'Allemagne – une année de crise pour une jeune république de Weimar, qui en connaîtra malheureusement tant d'autres. Dès lors, le centenaire de cette année tumultueuse fait l'objet d'une vive activité éditoriale depuis le milieu de l'année 2022, dans le cadre de laquelle les historiens se penchent sur cette «année au bord du gouffre»¹, où les événements furent «hors de contrôle»² et qui constitua si longtemps «un trauma allemand»³.

Dans cette vague de publications le livre de l'historien de l'université de Kiel, Karl Heinrich Pohl, se démarque, car en se plaçant à l'échelon régional, il fait un pas de côté par rapport à la perspective nationale qui domine généralement l'historiographie de la république de Weimar. Dans le cas présent, cela est d'autant plus important qu'avec les événements en Saxe, Pohl se penche sur un épisode politique souvent négligé par l'historiographie traditionnelle, ou réduit à une simple tentative de putsch communiste en octobre 1923, alors qu'il semble permis de penser que se prirent là des décisions qui furent cruciales pour le reste de l'évolution politique de la république de Weimar.

Bref rappel des faits: la Saxe était dirigée depuis la Révolution par des gouvernements dominés par le SPD – dans un premier temps (sous le ministre-président Georg Gradnauer) en coalition avec les démocrates centristes du DDP puis, à partir de décembre 1921, dans un gouvernement minoritaire avec l'USPD, sous la direction de Wilhelm Buck. Fin janvier 1923, le gouvernement Buck fut renversé par une motion de défiance déposée par le KPD contre le ministre de l'intérieur Richard Lipinski (SPD). Cela

¹ Volker Ullrich, *Deutschland 1923. Das Jahr am Abgrund*, München 2022.

² Peter Longerich, *Außer Kontrolle. Deutschland 1923. Hyperinflation, Staatskrise, Hitler-Putsch*, Wien & Graz 2022.

³ Mark Jones, 1923. Ein deutsches Trauma, Berlin 2022; Christian Bommarius, *Im Rausch des Aufruhrs: Deutschland 1923. Das turbulenteste Jahr der Weimarer Republik*, München 2022; Nicolai Hannig, Detlev Mares (dir.), *KRISE! Wie 1923 die Welt erschütterte*, Darmstadt 2022; Wolfgang Niess, *Der Hitlerputsch 1923: Geschichte eines Hochverrats*, München 2023; Ralf Georg Reuth, *1923 – Kampf um die Republik*, München 2023; Frank Stocker, *Die Inflation von 1923: Wie es zur größten deutschen Geldkatastrophe kam*, München 2022; Peter Süß, *1923 Endstation. Alles einsteigen!*, Berlin 2022.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

amena, début mars, l'élection d'Erich Zeigner comme ministre-président de Saxe, qui forma un gouvernement minoritaire SPD (désormais réuni) «toléré» par le KPD. Zeigner entreprit un train de réformes qui visèrent à consolider les acquis de la Révolution. Sa politique clairement marquée à gauche, ainsi que sa critique explicite du réarmement de la Reichswehr et des groupes paramilitaires associés («Schwarze Reichswehr») provoqua la réaction véhémente des forces bourgeoises du DVP et du DNVP, mais aussi de l'organisation patronale VSI (Verband sächsischer Industrieller), et même l'irritation du gouvernement fédéral, voire la haine du ministre des armées, Otto Gessler (DDP).

La situation politique se tendit encore plus à l'automne 1923: le 26 septembre, en réaction à la déclaration de l'état d'exception en Bavière, le gouvernement fédéral, dirigé par Gustav Stresemann (DVP), déclara l'état d'exception dans l'ensemble du pays. En Saxe, Gessler transféra le pouvoir exécutif au général Müller, qui mit immédiatement en place une politique répressive, notamment en interdisant les journaux communistes. Malgré cela, le 10 octobre 1923, le SPD trouva un accord avec le KPD, et trois ministres communistes firent leur entrée au gouvernement. Mais tout en soutenant désormais activement le travail gouvernemental, le KPD continuait de proclamer son objectif révolutionnaire et prépara, en sous-main, une prise de pouvoir par la force en invoquant la nécessité d'un «octobre allemand».

Arguant de cette menace putschiste, le 20 octobre, la Reichswehr envahit la Saxe: ce jour 60 000 soldats de la Reichswehr passèrent la frontière du land. La répression fut sévère (avec jusqu'à 23 morts à Freiberg le 27 octobre). Enfin, le 29 octobre 1923, le président Ebert eut recours au fameux article 48 de la constitution weimarienne pour démettre le gouvernement Zeigner, pourtant démocratiquement élu, et le remplacer par l'ancien ministre-président libéral Rudolf Heinze en tant que commissaire du Reich. Le gouvernement Stresemann (en coopération avec le président Ebert) mobilisa donc en 1923 contre le gouvernement de Saxe les mêmes moyens que ceux que le gouvernement von Papen utilisera contre la Prusse en 1932⁴. Ainsi, dans l'histoire politique et juridique de la république de Weimar, le «Sachsenschlag» illustre dès 1923 les possibilités antidémocratiques qui se réaliseront pleinement avec le «Preußenschlag» de 1932.

Le sujet abordé par Pohl est donc éminemment intéressant et important pour l'histoire de la république de Weimar. Pour autant, il n'est pas évident de saisir quel type d'ouvrage nous est ici proposé, car d'une part Pohl présente son travail comme une monographie scientifique classique, avec une problématique (ou plutôt une série de huit questions qui brossent un très vaste panorama de recherche), des concepts clés («milieu», «confiance»,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁴ L'article 48,1 sur la *Reichsexekution* contre un land fut appliqué pour la première fois en 1919, pour réprimer la république des conseils de Bavière.

»autorité« et »violence« – mais seul le premier semble vraiment mobilisé par la suite de manière pertinente) et des sources primaires, dont la richesse est affirmée avec vigueur (comptes-rendus des débats parlementaires, presse quotidienne). Mais à la lecture du livre, force est de constater que l'exploitation de ces sources premières est relativement annexe, ou du moins confinée à certains sous-chapitres. Pour l'essentiel, l'ouvrage se présente plutôt comme un travail de synthèse des recherches préexistantes. Une telle démarche n'a rien de problématique, mais mériterait d'être explicitée comme telle, notamment pour déterminer le public visé par cet ouvrage. Car il n'est pas évident que les bons connaisseurs de l'histoire saxonne sous l'Empire et la république de Weimar apprennent beaucoup de choses nouvelles dans le livre de M. Pohl. En revanche, un public plus large, intéressé par l'histoire allemande de l'entre-deux-guerres, sortira grandement enrichi de la lecture de cet ouvrage.

On notera qu'une synthèse de l'histoire saxonne sur la première phase de la période weimarienne (donc jusqu'en 1923) est d'autant plus intéressante et pertinente qu'elle peut s'appuyer sur un riche travail de recherche réalisé depuis 30 ans. Car, comme le faisait remarquer Claus-Christian Szejnmann en 2006 dans son court panorama de l'histoire de Saxe sous la république de Weimar⁵, la réunification allemande avait provoqué en Saxe une crise identitaire qui s'était notamment exprimée dans un intérêt renouvelé pour l'histoire régionale et avait ainsi produit toute une série d'études historiques sur la Saxe dans l'entre-deux-guerres: que ce soit la thèse de Karsten Rudolph sur la social-démocratie saxonne⁶, l'étude de Benjamin Lapp sur la montée du national-socialisme en Saxe⁷, le livre coordonné par Mike Schmeitzner et Andreas Wagner sur les ministres-présidents saxons⁸, l'étude de Carsten Voigt sur les »groupements de combats«⁹, celle de Burkhard Poste sur les réformes scolaires¹⁰ ou encore celle de Janosch Pastewka sur le travail au parlement saxon¹¹. Toutes ces études sont explicitement citées et exploitées par Pohl.

⁵ Claus-Christian W. Szejnmann, Vom Traum zum Alptraum: Sachsen in der Weimarer Republik, Leipzig 2000, p. 5–6.

⁶ Karsten Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik (1871–1923), Weimar 1995.

⁷ Benjamin Lapp, Revolution from the Right: Politics, Class, and the Rise of Nazism in Saxony, 1919–1933, Atlantic Highlands, NJ 1997.

⁸ Mike Schmeitzner, Andreas Wagner (dir.), Von Macht und Ohnmacht: sächsische Ministerpräsidenten im Zeitalter der Extreme 1919–1952, Beucha 2006.

⁹ Carsten Voigt, Kampfbünde der Arbeiterbewegung: das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und der Rote Frontkämpferbund in Sachsen 1924–1933, Köln, Weimar, Wien 2009.

¹⁰ Burkhard Poste, Schulreform in Sachsen 1918–1923: eine vergessene Tradition deutscher Schulgeschichte, Frankfurt a. M. 1993.

¹¹ Janosch Pastewka, Koalitionen statt Klassenkampf: der sächsische Landtag in der Weimarer Republik 1918–1933, Ostfildern 2018.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dès lors, quelle est l'approche spécifique de Pohl? Son but affiché est de montrer que le »projet républicain de gauche« (*linksrepublikanisches Projekt*) – une expression qu'il emprunte à Karsten Rudolph pour décrire le programme politique des gouvernements SPD – et plus particulièrement la politique du gouvernement d'Erich Zeigner auraient pu constituer une alternative républicaine de consolidation de la démocratie politique et sociale allemande par rapport à la politique de modération menée par le SPD au plan fédéral. Mais dans cette optique, il est dommage que le travail du gouvernement en tant que tel et les différents champs de réforme ne soient abordés que dans les dernières pages.

Car finalement le gros de l'ouvrage est consacré à l'étude de la justification (ou non) de la *Reichsexekution* contre le gouvernement Zeigner. Pohl la contextualise par rapport à la dynamique régionale d'une progression de l'aile gauche du SPD et d'une montée en puissance du KPD, qui s'ouvrit, au bout du compte, sur un gouvernement de »front populaire« (*Volksfrontregierung*). Sur ce point, le livre retrace avec minutie et clarté les forces en présence au sein de chaque parti, ainsi que les différences régionales qui les traversent ou encore la spécificité sociale et politique de certaines régions, comme le Vogtland, qui dans la phase 1918–1923 devient le terrain de jeu de révolutionnaires prônant l'action directe, à mi-chemin entre une redistribution à la Robin des Bois et le grand banditisme classique ...

Concernant le parti communiste, Pohl met joliment en évidence la complexité de la configuration dans laquelle toute action était le résultat d'une triple détermination: par le parti régional saxon (lui-même fortement divisé entre la faction favorable à la coalition avec le SPD dans un »front unitaire« (*Einheitsfront*) dirigée par Heinrich Brandler et l'aile radicale qui s'organise autour de Ruth Fischer), par les injonctions du parti national et par les consignes qui arrivaient de Moscou. Pohl montre notamment que l'injonction au putsch révolutionnaire d'octobre 1923 doit aussi se comprendre dans le cadre du poker politique qui se met en place à Moscou avec la maladie de Lénine après mai 1922.

Mais finalement, c'est aussi sur ce point de l'influence communiste que le livre est le moins satisfaisant. Car une des lignes d'argumentation de Pohl est de minimiser (de manière convaincante) le danger communiste en montrant qu'avec le recul historique, le chef de file communiste Brandler apparaît agir dans une logique plus parlementaire que putschiste, et que la préparation de l'»octobre allemand« s'illustre par un dilettantisme qui aboutit finalement à l'inaction. Mais en même temps, Pohl admet explicitement la réalité du danger (p. 104/110) ainsi que le discours constamment antigouvernemental de Brandler et du parti. Dès lors, même en mettant en avant le travail réactionnaire de la Reichswehr et la mauvaise foi (voire les mensonges) de Gessler et Müller, le comportement du gouvernement Stresemann et du président Ebert semblent sincères dans leur inquiétude face à un coup de force communiste.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

À tout cela s'ajoute le fait que Pohl n'est pas adepte des narrations chronologiques. Dans sa biographie de Stresemann, il avait ainsi explicitement théorisé la pertinence de chapitres thématiques pour répondre au risque téléologique de la biographie classique¹². Dès lors, dans le présent ouvrage, la démarche procède par cercles concentriques, présentant, après un premier chapitre sur la Révolution, d'abord l'année 1923 au plan du Reich, puis l'année 1923 en Saxe, et avant de se pencher sur le contexte général (*Rahmenbedingungen*) en analysant plus particulièrement le fonctionnement parlementaire, les effets de la crise économique, la culture et la violence politiques. Après un chapitre supplémentaire consacré à la question essentielle de la Reichswehr et des »centuries prolétariennes« (*proletarische Hundertschaften*) qui lui sont opposées (Pohl montrant que la menace qui émane de ces dernières est fortement surévaluée), le livre en arrive – dans ses 50 dernières pages – au chapitre sur le »projet républicain de gauche« et ses réalisations, suivi d'un rapide passage en revue des différents champs de réforme, avant de se clore sur un ultime chapitre consacré à la fin du »projet« et le renversement du gouvernement Zeigner. Si une telle démarche aboutit à une contextualisation efficace et passionnante des événements, cela ne va pas sans quelques redites, mais, surtout, le cœur de la cible, l'action du gouvernement Zeigner et les événements liés à son renversement, restent étrangement flous du fait d'une chronologie des événements difficiles à saisir, étant donné que le lecteur doit la reconstituer à partir de différents chapitres.

Pour autant, on ne peut que saluer le travail proposé par Pohl, et pour bien des lecteurs ce livre constituera un bon point de départ pour se projeter plus avant dans l'exploration de l'histoire de l'Allemagne centrale dans l'entre-deux-guerres.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹² Karl Heinrich Pohl, *Gustav Stresemann: Biografie eines Grenzgängers*, Göttingen 2015.

Ariane Santerre, La littérature inouïe. Témoigner des camps dans l'après-guerre, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2022, 302 p. (Interférences), ISBN 978-2-7535-8293-4, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Cécile Rousselet, Paris

Ariane Santerre publie en 2022 »La littérature inouïe. Témoigner des camps dans l'après-guerre« aux Presses universitaires de Rennes avec le soutien de la fondation pour la Mémoire de la Shoah, du département des littératures de langue française de l'université de Montréal et de la chaire de recherche du Canada en musique et politique. Cette chercheuse canadienne s'y propose d'interroger le canon de la littérature testimoniale en établissant, comme l'indique Guido Furci dans la préface à l'ouvrage, des »variations autour d'un seul thème: la place de l'individu au sein de sociétés qui devront vivre avec le souvenir des camps, autrement dit qui devront apprendre à se reconstruire, en contournant le désastre, tout en lui assurant une place, lorsqu'il ne s'agit pas seulement d'en rendre compte, mais aussi, le cas échéant, d'en admettre la réalité« (p. 18).

Le propos d'Ariane Santerre est clairement défini dès l'introduction: »examiner la manière dont les auteurs – y compris ceux qui demeurent à ce jour méconnus – se servent du langage pour transmettre cette [...] expérience à leur lecteur« (p. 21). À l'intersection entre littérature et histoire, il s'attache à définir à la fois les conditions d'émergence de ces textes, mais aussi leur caractère »inouï«, qu'elle considère selon deux aspects. Le premier relève de la confrontation des témoignages avec »l'immense fracture psychologique, sociologique et philosophique qui s'est opérée par la mise en place de régimes de négation et de destruction de l'être humain«. Le deuxième, très original, est le caractère »inintendu« – donc »in-ouï« de ces écrits (p. 22–23). Autour d'un corpus français et anglais de témoignages écrits entre 1945 et 1947, extrêmement bien structuré (du point de vue des langues d'écriture, de l'appartenance des textes aux canons, du sexe des survivants-témoins), elle engage une étude comparatiste qui trouve son sens en ce que »la manière de mettre par écrit [l'expérience concentrationnaire], en raison notamment de son immense difficulté, présente des concordances textuelles frappantes« (p. 28). Le préambule théorique, quant à lui, clarifie de nombreux poncifs sur ce corpus testimonial. Intitulé »Pour une lecture éthique des témoignages«, il déconstruit l'utilisation de la notion d'indicible, »notion se transformant trop souvent en un mot-écran masquant à la fois la contribution des survivants au champ de la connaissance [...] et notre propre gêne devant ce qui nous échappe« (p. 40); et repense les relations qu'entretiennent alors savoir et compréhension d'une part, et réel, fiction et imaginaire d'autre part.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'ouvrage s'organise en deux grandes parties. La première, «Aspects linguistiques des témoignages», s'attache à relever les »non-coïncidences du dire«, qu'Ariane Santerre définit comme »ce qui marque de non-un [c'est-à-dire de caractère non-unifié] la communication: incompréhension, inquiétude, manque, malentendu, ambiguïté« (p. 53): »nomination de l'entre-deux«, »modalités irréalisantes du dire«, formes du »déjà-répété«. Puis sont étudiées les réflexions métalinguistiques permettant aux survivants-témoins de »réfléchir à l'identité et à l'humanité qu'implique le langage et, ce faisant, à représenter – pour leur lecteur – leur expérience concentrationnaire« (p. 102). Enfin, un long chapitre analyse les phénomènes de dialogisme et de reprise hybride de et dans la *Lagerszprache*, langue des camps, que l'autrice définit avec précision. Il est donc un double phénomène de traduction dans ces écrits: celle de la réalité du camp, et de son étrangeté vis-à-vis du lecteur. La seconde partie, »Ressources littéraires«, s'intéresse d'abord à »l'intertextualité testimoniale«, avec notamment une splendide analyse de l'intertexte dantesque dans le corpus; puis étudie la dimension intermédiaire des témoignages, autour de l'usage de la photographie et du trope théâtral.

On notera l'extrême richesse de cet ouvrage, la qualité de l'introduction et la précision avec laquelle Ariane Santerre retrace à la fois les apports de la critique à l'étude du corpus et les écueils dans lesquels celle-ci a maintes fois été acculée. La démarche comparatiste est aussi une qualité incontestable de »La littérature inouïe«, permettant au chercheur qui s'y réfère non seulement d'identifier les points d'achoppement de ces textes, mais aussi d'élargir sa réflexion à l'analyse de textes hors du corpus, ici clairement délimité. De la même manière, le lecteur pourra trouver là une matière importante pour enrichir son approche des liens entre fiction et réalité dans la littérature plus généralement (p. 33 et sq.). En effet, parce qu'Ariane Santerre n'a de cesse de déconstruire les topiques usités en critique littéraire, en retraçant avec une extrême rigueur l'émergence et la validité des concepts ainsi convoqués, la portée de son ouvrage excède la thématique même qui est la sienne.

Il aurait été intéressant que le concept de polyphonie fasse l'objet de davantage de développements théoriques, dans ses aspects éminemment politiques, et dans la question des (non-)hiérarchies discursives qu'il engage. Par ailleurs, le choix de scinder l'ouvrage en deux parties, »aspects linguistiques« et »ressources littéraires« se comprend dans la mesure où Ariane Santerre a eu à cœur de »diversifie[r] les approches analytiques pour répondre aux questions initiales concernant les rapports qu'entretiennent les auteurs-survivants avec le langage et le dilemme qu'ils éprouvent entre véridicité et littérature« (p. 34). Mais il pourrait être enrichissant à l'avenir d'étudier les textes comme des ensembles complexes, convoquant et surtout associant des ressources variées. Ceci permettrait de déployer autrement la démarche comparatiste (certains auteurs associent-ils davantage telle ou telle ressource?), et le propos théorique en serait étoffé, en

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97004](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97004)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ce qu'il interrogerait toutes les dimensions de la qualité »littéraire« de ce corpus »inouï«, y compris dans ce qui aurait pu paraître appartenir à de la »non-littérature«.

Finalement, l'extrême rigueur avec laquelle Ariane Santerre a élaboré »La littérature inouïe«, la fluidité de l'approche et des développements, le soin apporté aux éléments biobibliographiques des survivants-témoins et aux discussions critiques – jusque dans la constitution d'une bibliographie remarquable en fin d'ouvrage –, font de cet essai une étude extrêmement originale sur la littérature testimoniale et ses enjeux, et inédite – d'autant plus dans le contexte nord-américain. C'est une synthèse d'ampleur unique sur cette »littérature«, ses caractéristiques et toutes les ressources qu'elle mobilise; et une analyse pertinente pour tout lecteur cherchant à approfondir ses réflexions sur les aspects ici étudiés, y compris hors contexte testimonial.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2023.2.97004](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97004)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Anne-Catherine Schmidt-Timborn, La ligue d'Action française (1905–1936). Organisation, lieux et pratiques militantes, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2022, 272 p. (Convergences, 104), ISBN 978-2-8076-0864-1, EUR 48,15.;
Michel Grunewald, De la »France d'abord« à la »France seule«. L'Action française face au national-socialisme et au Troisième Reich, Paris (Pierre-Guillaume de Roux) 2019, 347 p., ISBN 978-2-36371-310-0, EUR 27,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michel Leymarie, Lille

Ces livres qui traitent tous deux de l'Action française s'inscrivent dans la continuité de la série des colloques sur »L'Action française: culture, société, politique« et de la série »Confrontations au national-socialisme dans l'Europe francophone et germanophone (1919–1949)«¹ dont M. Grunewald est un des promoteurs.

Dans sa préface au livre d'Anne-Catherine Schmidt-Timborn, Olivier Dard montre l'intérêt de sa démarche. Pour écrire cette histoire de la ligue dont le maître d'œuvre est Charles Maurras, elle n'a pu avoir recours que partiellement à des sources qui existent pour d'autres ligues ou partis; aussi a-t-elle procédé à un exercice inédit dont l'intérêt est manifeste car le quotidien éponyme tient une place essentielle dans le mouvement. Tous les numéros depuis le premier, du 21 mars 1908, jusqu'à la dissolution de la ligue en 1936 ont été dépouillés et les précieux almanachs également pris en compte. Sont étudiés les organisations d'AF, les sections et les »chaires« de l'Institut d'AF, organisateurs des conférences, les Camelots du roi qui diffusent activement les thèses néo-monarchistes du »nationalisme intégral« et tentent d'occuper la rue et de provoquer le tumulte. Les royalistes échouent dans leur rêve »d'accaparer les énergies révolutionnaires« (V. Méric) au profit du prétendant, et les rapports entre l'AF et eux sont souvent difficiles. Les années qui précèdent la guerre sont pourtant celles d'une certaine effervescence et d'un renforcement de la ligue.

Les maurrassiens ont avec les catholiques des relations ambivalentes avant comme après 1914: ils mènent une propagande cléricale mais certains évêques mettent en garde contre le »Politique d'abord« du doctrinaire qui est athée et la congrégation de l'Index condamne cinq ouvrages en janvier 1914. La condamnation du mouvement en 1926 par le pape marque



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Pour quelques-uns des volumes parus depuis 2017 voir le compte rendu de Dominik Rigoll dans »Francia Recensio« 2020/4, DOI: [10.11588/frrec.2020.4.77265](https://doi.org/10.11588/frrec.2020.4.77265).

un coup d'arrêt à son compagnonnage ambigu avec l'Église. Ses relations ne sont pas moins complexes avec la maison de France et les monarchistes. À différentes époques, l'AF fait face à la concurrence d'autres ligues et à des dissidences en son sein. Elle sort intellectuellement renforcée du premier conflit mondial mais ses organisations sont décimées.

L'enquête sur la question des militants, leur profil socio-professionnel et leur implantation est particulièrement intéressante; appuyée sur la recherche propre de l'autrice et des publications antérieures, elle révèle qu'avant 1914 des aristocrates – entre un tiers et une moitié – occupent la présidence des sections d'AF. Le cœur de la ligue est bien à Paris où résident les dirigeants nationaux. Son implantation est variable selon les régions. Dans le Nord, elle s'appuie sur les catholiques et le monde de l'industrie mais la condamnation de 1926 restreint son influence. Plutôt bien implantée dans l'Est, elle connaît, du Rhône au Massif central, des succès urbains et des difficultés rurales; dans la France de l'Ouest, solide bastion des droites, elle peut s'appuyer sur l'aristocratie; toutefois, le nouvel archevêque de Rennes fait appliquer les sanctions canoniques dans sa région et elle affronte la concurrence d'autres organisations. Certaines sections sont actives dans le Sud-Ouest, le Midi lui est une place forte.

La question de l'antisémitisme est, dès l'affaire Dreyfus, fondamentale; elle ne l'est pas moins dans les phases suivantes. Ainsi Maurras écrit en 1913: «Les Juifs sont des sujets français; ils ne sont pas citoyens français». Cet antisémitisme perdure après la Grande Guerre et ensuite. Lors de son procès, Maurras s'écrie: «C'est la revanche de Dreyfus!» L'antigermanisme de l'AF est constant: l'AF met précocement en garde contre le «péril allemand», Léon Daudet dénonce en 1915 l'espionnage allemand; son entrée à la Chambre en 1919 ne masque pas les résultats parlementaires médiocres. A.-C. S.-T. distingue bien l'écart entre la violence verbale de Maurras ou Daudet et celle des Camelots du roi qui diffusent le «nationalisme intégral» et mènent la propagande sur le terrain. À cet égard, elle relativise justement la part prise dans les manifestations du 6 février 1934 par l'AF, moins présente que les Croix-de-Feu et les Jeunesses patriotes.

L'autrice a fait le choix d'un plan qui ne permet pas toujours d'échapper à des retours en arrière et des redites. Fallait-il séparer les parties sur les militants et leur militantisme? ou, par exemple, distribuer ici et là une matière, bien étudiée d'ailleurs, des relations de l'AF et de l'Église? La conclusion reprend un débat connu: l'AF est-elle une ligue ou un embryon de parti? Si elle a une influence idéologique avérée, elle ne peut se transformer en parti, comme le font les Croix-de-Feu de La Rocque. Se pose toujours «la question du passage de la théorie à la pratique, des écrits aux actes» (p. 73), celle du magistère intellectuel et de l'action ou de «l'inaction française», selon l'expression que Rebatet emploie dans «Les Décombres» en 1942. Plus tôt, en 1927, Thibaudet imagine que si Maurras et Daudet disparaissaient dans un accident de voiture, l'AF n'existerait plus; il conclut qu'elle «n'est pas le nom, ou est à peine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

le nom, d'un parti politique: c'est le nom d'un journal à gros tirage, admirablement fait».

Dans »De la »France d'abord« à »la France seule«, M. Grunewald livre une étude très documentée. Si elle se concentre sur l'Action française depuis l'après-Première Guerre mondiale jusqu'à sa disparition le 24 août 1944, elle excède largement l'analyse du seul quotidien. La clarté de l'exposition et la fluidité du style facilitent la compréhension d'une période sur un demi-siècle; elle permet de répondre à la question: Pourquoi et comment la ligue d'Action française qui, hostile à l'Allemagne, clame »la France d'abord«, finit-elle par accepter la défaite de 1940 et soutenir Pétain au nom de l'idée de la »France seule«? La démonstration est faite dans les deux parties qui structurent l'ensemble. La première, intitulée »Face au »mauvais traité« 1923–1939«, montre l'opposition constante de l'AF au traité de Versailles et à la possibilité de sa révision. Maurras et Bainville sont hostiles au maintien de l'unité allemande. »Les Conséquences politiques de la paix« du dernier illustre en 1920 cette position. La seconde partie »De la défaite à Clairvaux 1940–1952« analyse de façon convaincante les constantes et les quelques évolutions dans une conjoncture nouvelle.

M. G. rappelle les fondements tôt constitués du système de l'Action française: le modèle grec d'unité, le rejet des idées de liberté, égalité, fraternité et de la démocratie, le refus de l'universalisme, la dénonciation du »miasme juif« et ce qu'il nomme le »schisme germanique« de Luther, Kant et Fichte. L'historien est fondé de montrer toute l'importance que revêt pour Maurras »Les Discours à la nation allemande« de Fichte, écrits après la défaite de la Prusse à Iéna; il montre combien sa lecture en 1895 diffère de celle qu'il fera quarante-cinq ans plus tard, quand il établit une analogie entre la Prusse après 1906 et la France de 1940. Le doctrinaire oppose au »nationalisme intégral« le »germanisme«, considéré comme un »islamisme«, et fixe dès l'affaire Dreyfus une grille de lecture qui sera récurrente, celle d'une »Allemagne éternelle« qui serait irréductiblement autre et doit être combattue.

Les maurrassiens, qui jugent d'abord positivement le fascisme mussolinien, ne cessent de mettre en garde contre Hitler et le national-socialisme et ils minimisent l'antisémitisme des nazis. Comme Maurras, ils sont convaincus que le système instauré en Allemagne ne peut que conduire à la guerre. Bainville, Daudet et Delebecque, bons connaisseurs de l'Allemagne et de la langue, fixent à partir de 1937 une parenté entre le fascisme et le nazisme. Maurras établit quant à lui une distinction fallacieuse entre »l'antisémitisme de peau« qu'il rejette et »l'antisémitisme« qu'il réprouve; la législation antijuive mise en place en Allemagne lui convient car il est favorable à un statut des juifs. Avant 1939, le combat contre l'Allemagne nazie a pour corollaire la lutte contre la IIIe République et ses institutions, telle l'école, et la mise en accusation de ses élites. L'AF est partisane, comme Pétain, du réarmement de la France et opposée à un accord avec l'Union soviétique, partenaire de l'Allemagne. Elle s'oppose à une guerre offensive contre Hitler mais, pendant la »drôle de guerre«, elle

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97006](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97006)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

affirme la nécessité d'une solidarité nationale envers l'ennemi et voit en Pétain le Cincinnatus de la France.

La défaite de juin 1940 constitue une fracture majeure. L'AF fait allégeance à Pétain dont la venue au pouvoir constitue une »divine surprise«, elle approuve l'armistice et l'entrevue de Montoire du 24 octobre qui établit le principe de la collaboration et la politique antisémite de l'État français; elle accepte ensuite la »Relève« et le Service du travail obligatoire; elle se met au service d'un »ordre français«, cherche les responsables du déclenchement de la guerre, notamment la »juiverie internationale«. Maurras parle d'une »France« qui ne serait pas en cause dans le conflit. Comme »l'axiome central« est »la seule France«, l'AF considère qu'elle a ni à admettre ni à discuter la politique de Pétain qu'elle soutient constamment car il serait le rempart du pays par son choix – imaginaire d'une équidistance des camps antagonistes et d'une autonomie.

En novembre 1942, le retour au pouvoir de Laval qui aligne la politique étrangère française sur celle de l'Allemagne ne change pas sa position. M. G. montre que les maurrassiens se placent sur une étroite ligne de crête et considèrent que la collaboration permet à la France d'éviter le pire. Ainsi le STO est-il présenté comme une nécessité. Les maurrassiens reviennent à Fichte pour en faire le modèle d'un »nationalisme énergique« qui pourrait permettre un relèvement moral comme jadis la Prusse; ils espèrent qu'à son tour, la France pourrait se reconstruire après une défaite si le pays était uni derrière le maréchal. À l'automne 1943, l'AF qui s'en prend surtout à la France libre et aux communistes, dénonce ceux qu'elle considère comme des ennemis de l'intérieur. La »France seule« est réduite à une »fiction fantomatique«, écrit l'historien, et voit l'AF déconnectée du réel. Le quotidien accompagne l'agonie du régime de Vichy de plus en plus affaibli. Au moment du débarquement, Maurras reprend le 8 juin une fois de plus les paroles de Pétain et écrit: »Nous ne sommes pas dans la guerre et ne devons pas prendre part au combat«.

Le 8 septembre 1944, Maurras est arrêté. Lancé dans une entreprise d'autojustification, il conteste l'accusation d'»intelligence avec l'ennemi« jusqu'à sa mort en novembre 1952. Il dénonce toujours l'emprise des »quatre États confédérés«, se réclame de l'»antisémitisme d'État«, ne fait pas référence à la »solution finale« et, dans les années 1940–1944, ne remet pas en cause son idée de »France seule«. S'il ne sous-estime jamais le danger du nazisme, il ne voit pas le caractère spécifique de son antisémitisme, ce que font des auteurs chrétiens (d'Harcourt, Fessard, Barth ... Voir la thèse de Jean Chaunu) ou Élie Halévy, auteur en 1938 de »L'Ère des tyrannies«. Il demeure prisonnier de son système de pensée binaire, il ne comprend pas que l'hitlérisme n'est pas le continuateur d'un »germanisme éternel« et ne peut remettre en cause son idée de la »France seule« qui, avancée encore à la fin de la guerre, s'avère être une fiction. Gide écrivait en 1923 que Maurras était »sourd comme l'Angleterre est une île«. Avant comme pendant et après la Seconde Guerre mondiale, le dirigeant

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97006](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97006)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de l'AF est demeuré sourd et aveugle devant les bouleversements du monde.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97006](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97006)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Martin Schoups, Antoon Vrints, Les survivants. Les anciens combattants belges dans l'entre-deux-guerres, Villeneuve-d'Ascq (Presses universitaires du Septentrion) 2022, 306 p. (War Studies), ISBN 978-2-7574-3683-7, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Emmanuel Debruyne, Louvain-la-Neuve

S'il est une idée que les auteurs des »Survivants« entendent battre en brèche dans le cas de la Belgique, c'est celle d'une »brutalisation du champ politique« dans laquelle les vétérans du premier conflit mondial auraient joué un rôle-clé. Cette thèse développée et appliquée à l'Allemagne par George L. Mosse dans »Fallen Soldiers«¹ a profondément influencé l'historiographie, conduisant à propager l'idée que la violence de guerre aurait été reconduite au cours des deux décennies suivantes dans l'arène politique, favorisant la fascisation des sociétés européennes au détriment de leur démocratisation. Cette approche est aujourd'hui fortement remise en question, et Schoups et Vrints apportent une puissante contribution au débat en la confrontant au rôle des vétérans belges et en interrogeant le lien entre participation à la guerre et activisme politique.

Pour ce faire, les deux historiens de l'université de Gand se sont penchés sur les rassemblements d'anciens combattants dans l'espace public entre l'armistice de 1918 et la fin de l'année 1939, en procédant principalement au dépouillement systématique de quatre quotidiens belges représentatifs des grandes tendances politiques et linguistiques du pays. Leur dénombrement de 1412 »actions de rue« durant cette période, soit en moyenne plus d'une par semaine pendant vingt ans, montre à lui seul le dynamisme des associations belges de vétérans. Celles-ci sont au départ dominées par la puissante FNC (Fédération nationale des combattants) et sa concurrente flaminguante du VOS (Verbond der Vlaamsche Oud-Strijders), mais doivent aussi compter avec la remuante ACS (Association des anciens combattants socialistes) et avec la FNI (Fédération nationale des invalides), plus réservée mais à vrai dire plus influente, tandis que les formations à tendance élitiste ou autoritaire pèsent assez peu. Si la mobilisation des anciens combattants est particulièrement intense autour de l'année 1920, elle est loin de s'éteindre par la suite et connaît même une nouvelle vigueur au cours des années 1930. Ce monde associatif voit à ce moment la montée de nouvelles associations plus militaristes, mais qui s'avèreront moins actives que leurs aînées, la FNC et les VOS continuant à dominer la scène. Bruxelles, en tant que capitale,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Dans sa version française: George L. Mosse, De la Grande Guerre au totalitarisme, Paris 1999, p. 181f.

reste pendant toute la période un haut lieu de ces manifestations, mais aucune région du pays n'est réellement à la traîne.

Il est frappant de constater à quel point les vétérans belges sont engagés dans ces associations. Une estimation de 1921 évalue que près de neuf sur dix font partie d'une ou plusieurs associations, ce qui relativise au passage l'importance du taux d'engagement de leurs homologues français, censé être particulièrement élevé avec environ un vétéran sur deux membre d'une association. Il est vrai que dans le cas belge, l'expérience combattante est très minoritaire, dans la mesure où la mobilisation n'a concerné qu'un homme en âge de combattre sur cinq, soit bien moins qu'en Allemagne ou en France, du fait de l'occupation rapide de la quasi-entière du territoire belge et d'un système de conscription différent. Ces circonstances ont en outre abouti à ce que les rangs de l'armée belge soient majoritairement constitués de soldats flamands (un peu moins des deux tiers des effectifs, alors que la population flamande représentait environ 55 % de la population belge), souvent de condition modeste.

D'emblée, les auteurs constatent l'extrême rareté de la violence (et son absence complète de létalité) lors de ces manifestations d'anciens combattants, et soulignent leur inscription dans la forte culture associative belge, souvent sous une forme ritualisée, jouant au besoin sur la théâtralisation. Au contraire d'une brutalisation et d'une fascisation, l'expérience de guerre des anciens combattants belges et leur prise de conscience d'appartenir à une minorité qui a exposé sa vie pour la défense du pays – à défaut de revendiquer un monopole de la souffrance de guerre, expérience d'occupation oblige – ont eu un effet politisant, voire même démocratisant. En effet, bien que très revendicatrices et critiques de l'establishment, voire volontiers populistes, les associations d'anciens combattants ont rarement penché vers l'autoritarisme, mais ont au contraire alimenté à leur manière le débat public.

Schoups et Vrints le montrent à travers cinq «rôles» constitutifs de la conscience politique des anciens combattants, qui constituent la colonne vertébrale de leur ouvrage. 1) Cette conscience est d'abord celle d'être les libérateurs du pays, et de mériter à ce titre la reconnaissance de celui-ci. 2) Ils s'érigent également en justiciers, soucieux de la solidarité dans le sacrifice sont et à ce titre très remontés, tant sur le plan judiciaire qu'économique, contre les «profiteurs de guerre» et les privilèges des «gros». 3) Comme créanciers de la nation, ils exigent des réparations matérielles pour leur dévouement désintéressé et s'avèrent pugnaces pour conquérir ce qu'ils considèrent comme leurs droits sociaux. 4) Survivants des horreurs du conflit et loin d'abonder dans le «mythe de la guerre», ils se campent en défenseurs de la paix, mais se divisent, quant aux moyens d'y parvenir, entre tenants d'un pacifisme à tout crin et partisans d'une défense nationale forte. Les velléités de réconciliation avec l'Allemagne soulèvent chez eux peu d'enthousiasme, tandis que le vigoureux antimilitarisme de la majorité d'entre eux s'estompe face à la montée du nazisme. 5) Le rôle de protecteurs de la patrie suscite

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97173](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97173)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

lui aussi des interprétations divergentes à forte charge identitaire dans un pays dont l'expérience de guerre a avivé la question linguistique: au récit d'un combat mené fraternellement épaule contre épaule par les Flamands et les francophones s'oppose le contre-récit flamingant évoquant les soldats envoyés à la mort par un État belge oppresseur de la Flandre. Ces interprétations de la guerre nourrissent deux nationalismes concurrents durant l'entre-deux-guerres qui divisent les anciens combattants, bien que leur expérience commune du conflit tempère dans une certaine mesure cette opposition.

L'évolution de ces rôles et de leur manifestation dans l'espace et le débat publics est développée de manière extrêmement nuancée par Schoups et Vrints, attentifs aux spécificités et aux rapports de force entre les différents mouvements, mais aussi aux tensions et aux équilibres au sein de chacun d'entre eux. Leur attention à cette variété de tons ne les empêche pas d'affirmer de manière convaincante que le groupe social des anciens combattants a bel et bien pesé sur le jeu politique de l'entre-deux-guerres, mais d'une manière complètement étrangère aux violences de guerre.

On peut saluer l'excellente idée des Presses universitaires du Septentrion, soutenues par l'université de Gand, de publier cette traduction française de cet ouvrage passionnant, sorti dans sa version originale néerlandaise en 2018². Et espérer que le monde universitaire nordiste, dans le sillage de ce qu'a longtemps pratiqué la »Revue du Nord«, continue de la sorte à se donner un rôle de passerelle entre une historiographie néerlandophone (belge, mais aussi néerlandaise) dynamique et novatrice et un public français et plus largement francophone, qui a tout à gagner de cet élargissement d'horizons vers un étranger proche mais pas toujours familier.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Martin Schoups, Antoon Vrints, *De Overlevenden. De Belgische oud-strijders tijdens het interbellum*, Kalmthout 2018.

Antoine Schwartz, Le libéralisme caméléon. Les libéraux sous le Second Empire (1848–1870), Besançon (Presses universitaires de Franche-Comté) 2022, 448 S. (Les cahiers de la MSHE Ledoux, 46; Série »Archives de l’imaginaire social«, 11), ISBN 978-2-84867-862-7, EUR 35,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Walter Badier, Orléans

Version complètement remaniée de sa thèse de doctorat en science politique soutenue en 2011 à l’université Paris-Ouest Nanterre (»L’union libérale: contribution à une sociologie politique des »libéraux« sous le Second Empire«), l’ouvrage d’Antoine Schwartz, préfacé par Éric Anceau, s’inscrit dans le profond renouvellement historiographique du Second Empire en cours depuis plusieurs décennies.

Si le plus souvent les études sur le libéralisme et les libéraux adoptent une démarche qu’il qualifie de »globalisante« ou d’idéaliste, Antoine Schwartz entend à contrario proposer une »approche réaliste du libéralisme« (p. 376), c’est-à-dire ancrée dans le contexte du Second Empire et au sein de groupes sociaux en interaction. Selon lui, les libéraux partagent moins un corpus idéologique strict qu’une »vision du monde«, qu’il définit »comme un ensemble de lieux communs, une constellation de mots et de thèmes associés et connotés entre eux, comme un ensemble de discours protéiformes et parfois contradictoires [...], des non-dits aussi, dont l’unité tient à ce qu’ils sont le produit d’une matrice idéologique et de schèmes de pensée homologues, socialement et historiquement situés« (p. 377). À l’instar des recherches conduites par Xavier Landrin sur les doctrinaires¹, Antoine Schwartz entreprend une »sociologie historique du libéralisme français sous le Second Empire« (p. 18), afin de mettre à jour ce que recouvre l’étiquette de libéral à une époque où la revendication des libertés apparaît comme le »point nodal« (p. 21) des oppositions. Pour réaliser son enquête sur cette »deuxième génération libérale«, pour reprendre la formule de Louis Girard², il s’est appuyé sur une littérature scientifique conséquente, et relevant de plusieurs champs disciplinaires (histoire politique, science politique, sociologie), ainsi que sur un corpus de sources variées: correspondance, presse, écrits des publicistes libéraux ...



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l’Institut historique
allemand

¹ Xavier Landrin, Genèse et activités du groupe »doctrinaire« (1816–1821): contribution à une sociologie historique du libéralisme, dans: Antonin Cohen et al. (dir), Les formes de l’activité politique: éléments d’analyse sociologique, Paris 2006, p. 201–227.

² Louis Girard, Les libéraux français 1814–1875, Paris 1985.

L'auteur a choisi de structurer son développement en dégageant trois séquences, chacune composée de deux chapitres. Cette approche permet d'articuler les mutations du »parti libéral« à l'intérieur d'un champ politique en constante recomposition. La première partie est consacrée à la période de l'Empire autoritaire (p. 23–144). Après avoir exposé les nouveaux »univers intellectuels« (presse, sphère académique), Antoine Schwartz analyse la position des publicistes libéraux et plus particulièrement l'ascension de Lucien Prévost-Paradol, qui s'impose comme le porte-voix de »l'opinion libérale« (chap. 1). Il poursuit son étude des années 1850 en explorant à la fois la structuration d'une opposition constitutionnelle, incarnée notamment par Émile Ollivier, et le rapprochement des libéraux et des »démocrates«, exclus de l'accès aux pouvoirs d'État (chap. 2).

Dans la deuxième partie (p. 145–266), il analyse tout d'abord la constitution en vue des élections législatives de 1863 d'une »union libérale« qui dépasse les anciens clivages politiques (chap. 3). Selon lui, »le label libéral s'impose progressivement comme un terme générique pour désigner ceux favorables aux réformes« (p. 149). Le célèbre discours d'Adolphe Thiers sur les »libertés nécessaires« de janvier 1864 en est l'une des manifestations. Antoine Schwartz aborde ensuite le lien complexe qu'entretiennent les libéraux des années 1860 avec la démocratie, dont il ne s'agit plus de contester l'avènement mais bien de réguler ses effets afin de préserver l'ordre social et l'autorité des élites (chap. 4). Dans les colonnes du »Journal des Débats«, Lucien Prévost-Paradol évoque le »travail général des esprits, mis partout en demeure de concilier la démocratie et la liberté«³. Se définit alors selon Antoine Schwartz une conception libérale du gouvernement en démocratie plus complexe que ne le laisse apparaître »l'association de mots et d'idées, démocratie et liberté, que l'on peut qualifier de mot d'ordre« (p. 210).

Enfin, dans une troisième partie (p. 267–368), l'auteur aborde la fin du Second Empire, marquée, à partir de 1868, par sa libéralisation. Il expose et analyse avec finesse les recompositions suscitées par les transformations du champ idéologique, notamment l'essor du »tiers parti«, qui fragilisent »l'union libérale« (chap. 5). La mise en place d'un Empire libéral, effectif avec la constitution du cabinet Ollivier (janvier 1870), offre aux libéraux une réouverture soudaine, mais finalement éphémère, des opportunités politiques (chap. 6).

Si selon la célèbre formule d'Albert Thibaudet »la politique, ce sont des idées«, Antoine Schwartz parvient habilement à démontrer que »derrière la force des idées libérales, il y a des groupes et des intérêts qu'elles contribuent à légitimer« (p. 379). L'action des libéraux sous le Second Empire ne peut simplement être appréhendée comme un combat désintéressé en faveur de valeurs et de principes. Elle traduit aussi les aspirations de la bourgeoisie des »capacités« à réintégrer la compétition électorale et la politique



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Journal des Débats, 27 mars 1868.

institutionnelle, tout en défendant un ordre social et économique dont elle bénéficie.

Rédigé dans un style à la fois fluide et précis, l'ouvrage d'Antoine Schwartz apporte des éclairages précieux sur le Second Empire mais aussi sur l'histoire du libéralisme et des libéraux. Son approche audacieuse du sujet, parfaitement maîtrisée, se révèle tout à fait stimulante et permet d'appréhender autrement l'histoire d'un courant politique dont l'influence sera décisive dans la constitution du modèle républicain français⁴.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97175](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97175)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁴ Pierre Allorant, Walter Badier, Jean Garrigues (dir.), Les Dix décisives 1869–1879, Rennes 2022, 450 p.

**Emanuel V. Steinbacher, Mord in der High Society.
Gesellschaft, Medien und Skandal in New York um
1900, Göttingen (Wallstein) 2022, 494 S., 116 Abb.,
ISBN 978-3-8353-5213-1, EUR 48,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Clemens Zimmermann, Saarbrücken

Es geht hier zunächst um den Mord, den der dubiose Millionär Harry Thaw am Stararchitekten Stanford White während einer Musikrevue in New York am 25. Juni 1906 beging. Anlass hierfür waren sich steigernde Rivalitäten zwischen den beiden Männern, insbesondere um das – von White früher sexuell missbrauchte – Künstlermodell Evelyn Nesbit, die inzwischen mit Thaw verheiratet war.

In der Studie von Emanuel V. Steinbacher stehen zum Ersten die rhetorischen Strategien der beteiligten Akteure Thaw und Nesbit im anschließenden Prozess im Vordergrund, der sich über zwei Etappen hinziehen sollte. Thaw brachte sich hier deutlich weniger geschickt ein als die Zeugin Nesbit, der es um ihren guten Ruf gehen musste, zumal sie ihren Aufstieg in die Kreise der »High Society« unbedingt fortzusetzen trachtete. Thaw wurde »nur« zu Haft verurteilt, da glaubhaft gemacht werden konnte, dass er geistesgestört sei, und genoss gute Haftbedingungen. Ihm haftete aber seitdem ein Stigma an und er neigte weiterhin zu extrem übergriffigem Verhalten.

Der Prozess erregte ein Höchstmaß an medialer Aufmerksamkeit. So lag es, zum Zweiten, nahe, der Art und Weise der Berichterstattung nachzugehen. Hierbei spielten in der Presse die Enthüllungen über die Vita von Thaw eine wichtige Rolle. Seine inzwischen dreiundzwanzigjährige Partnerin war aus bescheidenen Verhältnissen heraus in die Metropole gekommen, hatte in New York Bekanntschaften geknüpft und sich als höchst attraktiv darzustellen vermocht. Dazu trugen in Auftrag gegebene Studiofotografien bei, die sie in verschiedenen Posen zeigten, – als elegante junge Schönheit, als geheimnisvolle, erotisch dargestellte Frau, allerdings im Rahmen des herrschenden Sittenregimes. Der Autor widmet sich eingehend der visuellen Semantik solcher Aufnahmen, Fotos aus der Konsumwerbung eingeschlossen, mit denen sich das Modell kommerziell vermarkten ließ. Auch hier trat den Betrachtern aktuelle Design-Mode entgegen. Steinbacher entschlüsselt die Codes solcher Aufnahmen und der zugrundeliegenden Rollenspiele. Das hat man methodisch so ausgefeilt kaum einmal woanders gelesen.

Zum Dritten handelt es sich um eine, wenn auch nur kurz ausgeführte, historische Theorie von »High Society«. Der Autor sieht als deren konstituierende Faktoren nicht tradierte Kriterien wie Macht, Reichtum und familiären Status beteiligter Mitglieder einer »upper class« an, sondern die interaktive Wirkung von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Medienpräsenz und physischer, im Ansatz theatralischer Präsenz an den »richtigen« Orten der Metropole. Im Fall von Evelyn Nesbit spielte ihre Selbstdarstellungskunst ebenso eine Rolle wie ihr medienstrategisch geschicktes Auftreten, z. B. durch spontan eingeräumte Interviews. Diese mit Orten verbundenen medialen Situationen konnten auf der Basis eines äußerst reichhaltigen archivalischen, publizistischen und bilderreichen Quellenmaterials herausgearbeitet werden. Insofern zielt die Untersuchung auf die erhebliche Bedeutung medialisierter Visualität, was erneut zeigt, wie stark sich die amerikanische Massenpresse (in denkwürdigem Kontrast zur biedereren deutschen Zeitungspressen) schon in diese Richtung entwickelt hatte.

Der Verfasser verdichtet die Schilderung der Abläufe, der beteiligten Personen und involvierten Gesellschaftskreise zu einem Zeitbild der Metropole. Ausgehend vom grundlegenden Ansatz Thorstein Veblens über die demonstrative Konsumkultur der »leisure class« (1899) treten bei Steinbacher mit höherer Gewichtung die Faktoren der Performativität und der Beherrschung des medialen Repertoires hervor, das die Akteure der »High Society« auszeichnete. Diese Formation trat zwar nicht an die Stelle der weiterhin höchst bedeutungsvollen »upper classes«, verdrängte diese aber ein Stück weit aus der öffentlichen Wahrnehmung und lässt sich als dynamisierendes Element gesellschaftlicher Ordnung interpretieren.

Es ist ganz plausibel, dass sich die Leserinnen und Leser der Skandalpresse, selbst die der ebenfalls berichtenden »New York Times«, für das »scheinbar authentische Privatleben der High-Society-Mitglieder« bis hin zu deren exklusiven Bällen interessierten und sich hierbei »vor allem Frauen als ›role models‹ für Mode und Körperlichkeit« profilieren konnten (S. 13.) Allerdings fehlen im Buch schlüssige Belege für den Rezeptionsmodus der illustrierten Geschichten und deren Verbreitungsradius.

Das Buch zeigt ferner Störfälle, Irritationen und Misserfolge in den »Karrieren« des Paares Thaw-Nesbit auf. Für sie wurde das Herauszerren intimer Details an die Öffentlichkeit während des Prozesses zu einem belastenden Problem. Seit 1908 brach ihre »Aufmerksamkeitsökonomie« nach und nach zusammen, erst durch die Beschädigung ihrer Glaubwürdigkeit, später aufgrund einer ambivalenten Präsenz im Vaudeville-Milieu. Nesbits zweimalige Missbrauchsenthüllungen waren zwar bei Reporterinnen auf Sympathie gestoßen, sie entsprachen partiell einem progressiven Frauenbild, doch nach einer erneuten Skandalisierung ihres Verhaltens (mit der falschen Person am falschen Ort vergeblich Einlass zu begehren), wurde sie in der Öffentlichkeit weitgehend fallengelassen: Es waren letztlich doch erhebliche und nachhaltige finanzielle Mittel nötig, um dauerhaft den Status eines Mitglieds der »high society« einzunehmen¹.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



¹ Vgl. Juliane Hornung, [Um die Welt mit den Thaws. Eine Mediengeschichte der New Yorker High Society in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts](#),

Somit bietet die Studie aufschlussreiche Einblicke in die mediale Interaktionsebene um 1900 – im Rahmen einer kontaktintensiven und avancierten Metropole. Insgesamt erscheint die »High Society« bei Emanuel V. Steinbacher als spannungsreicher »Aushandlungsprozess«, bei dem »Geltungskonsum« und Medienkompetenzen wesentlich einzubringen waren. Selbst der juristische Ausgang von Skandalen erweist sich als partiell abhängig von der Fähigkeit, das eigene »mediale Bild zu steuern« (S. 435f.). Schließlich wurde 1955 die denkwürdige Laufbahn von Evelyn Nesbit im Spielfilm »The Girl in the Red Velvet Swing« mit Joan Collins noch einmal ins Bild gesetzt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

Göttingen 2020. Die Thaws der 1920er- und 1930er-Jahre, Lawrence und Margaret, stützten sich ebenfalls auf die ausgiebige Visualisierung des Ichs, darüber hinaus auf eigene Medienaktivitäten, die Publikation ungewöhnlicher Reisen nach Afrika eingeschlossen.



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Alexa Stiller, Völkische Politik. Praktiken der
Exklusion und Inklusion in polnischen, französischen
und slowenischen Annexionsgebieten 1939–1945,
2 Bde., Göttingen (Wallstein) 2021, 1454 S., ISBN
978-3-8353-1985-1, EUR 79,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pascal Fagot, Strasbourg

C'est un véritable travail universitaire qu'Alexa Stiller, spécialiste de l'histoire du national-socialisme, a publié en 2022 en deux importants volumes (1454 p.) sous le titre »Völkische Politik, Praktiken der Exklusion und Inklusion in polnischen, französischen und slowenischen Annexionsgebieten 1939–1945«. L'étude se concentre sur l'appareil créé par Heinrich Himmler en tant que Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums (RKF) pour, à partir de 1939 et sous l'autorité directe de Hitler, réaliser une politique de germanisation des territoires annexés par l'Allemagne après 1939 par le moyen d'un bouleversement démographique fondé sur »l'exclusion« et »l'inclusion« de populations: tandis que les groupes considérés comme étrangers (Français, Slaves, Juifs ...) devaient en être expulsés, les Allemands vivant en dehors du territoire du Reich devaient être »rapatriés« sur le territoire allemand, de sorte que tous les Allemands soient réunis dans un État ethniquement homogène.

L'ambition de l'autrice est vaste, son texte se fonde sur un important travail de recherche dans de nombreuses archives des régions, pays et administrations concernés (Allemagne, France, Autriche, Pologne, Slovaquie). Comme il se doit dans un travail universitaire de qualité, l'autrice propose un état des recherches, une définition précise de la méthodologie retenue et des concepts utilisés, de nombreuses notes de bas de page, une vaste bibliographie et une démarche progressive et bien construite. Certes, Alexa Stiller s'adresse d'abord aux spécialistes de la question abordée, mais le texte est ponctué de »résultats intermédiaires« (*Zwischenergebnisse*) qui, par-delà une abondance de détails que le lecteur peut juger trop importante, proposent une synthèse toujours utile. De façon très efficace, la conclusion générale reprend les principaux résultats de cette enquête très riche, très sérieuse et très intéressante.

À la suite d'une introduction scientifique au sujet, le premier volume se consacre d'abord à la genèse et aux objectifs de la »politique ethnique« (*völkische Politik*) dans son contexte idéologique et historique. Il présente ensuite l'organisation géographique, administrative, financière et humaine de l'appareil créé par Heinrich Himmler. Pour finir, ce volume situe l'appareil du RKF dans son environnement politique et administratif; il examine notamment ses relations avec les différents ministères impliqués



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dans son action, avec l'armée (Wehrmacht) et le parti national-socialiste (NSDAP).

Le second volume expose les »pratiques« de l'exclusion et de l'inclusion; la démarche d'Alexa Stiller est clairement structurée, passant de l'exposition des techniques d'exclusion et d'expulsion des populations rejetées à celle de leur remplacement physique, mais aussi juridique, économique et culturel (*Einbürgerung* et *Eindeutschung*) par les populations dont la présence est souhaitée sur le sol allemand. Dans une démarche comparative rare, elle n'omet aucune des régions concernées par cette politique et s'intéresse autant aux territoires polonais annexés par l'Allemagne, qu'à la Lorraine, l'Alsace et la Slovénie.

Au cours de ce travail, Alexa Stiller parvient à des résultats concrets:

Par cette inclusion et exclusion concomitantes de populations, le RKF réalisait un objectif fondamental et central de la politique national-socialiste. Agissant sous le contrôle direct de Hitler, il disposait de très importants moyens financiers et humains (plus de 20 000 collaborateurs en 1941/1942), publics comme privés. Il a ainsi impliqué dans son entreprise l'ensemble de la société allemande, qu'il s'agisse des banques qui lui procuraient les fonds nécessaires, des universités qui mettaient du personnel administratif ou scientifique à sa disposition, ou des associations de jeunesse qui organisaient l'accueil des nouveaux arrivants.

L'auteur démontre que, qui en a longtemps été faite, le RKF ne s'est pas occupé uniquement de l'intégration des Allemands de l'étranger (*Volksdeutsche*) dans le Reich mais que, lors de l'expulsion des populations »indésirables«, il a obéi à des considérations et impératifs autant idéologiques que pragmatiques et utilisé et toléré des techniques d'expulsion faisant non seulement montre d'un manque total d'empathie à l'égard des populations concernées, mais aussi parfois si violentes qu'elles invitent à mieux étudier la relation entre expulsion et meurtre de masse.

L'appareil du RKF a certes été le lieu de conflits d'influences et d'intérêts importants autant dans son sein que dans sa relation avec d'autres appareils, mais un consensus idéologique fondamental sur les objectifs à atteindre a permis de surmonter tous les obstacles relationnels et a maintenu à l'appareil son très haut niveau d'efficacité; issu pour une grande part de la bourgeoisie, l'encadrement avait reçu sa formation – essentiellement dans les matières juridiques – dans les meilleures universités et a appliqué un mode de gestion du personnel reposant sur la délégation de responsabilité, présenté ici comme extrêmement efficace. Le niveau hiérarchique supérieur fixait les objectifs à atteindre et laissait au niveau inférieur le choix des moyens à mettre en œuvre pour réaliser ces objectifs. L'approche régionale comparative proposée par Alexa Stiller permet de constater l'adaptation des stratégies à la diversité des conditions locales et à l'évolution de la situation économique, l'inventivité

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97177](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97177)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

et l'engagement des personnels aux différents échelons de la hiérarchie. Elle rappelle la thèse défendue en France par Johann Chapoutot sur la modernité du mode de gestion appliqué dans l'Allemagne national-socialiste¹.

La politique à l'égard des populations intégrées dans le Reich ne visait aucune révolution sociale, bien au contraire. Afin d'exploiter au mieux leurs compétences et leur expérience professionnelles, on s'efforçait de donner aux nouveaux citoyens du Reich un statut social et économique correspondant à celui qui avait été le leur dans leur État d'origine. C'est ainsi que, aux dépens des populations autochtones expropriées sans aucun dédommagement, les grands propriétaires terriens des pays baltes reçurent dans les territoires annexés des terres agricoles possiblement aussi vastes que celles qu'ils avaient perdues dans leur région d'origine, tandis que les artisans pouvaient réutiliser leur savoir-faire dans de petites entreprises confisquées à leurs propriétaires non-allemands. Le modèle économique projeté reposant sur la propriété privée des moyens de production et sur le concept de «performance» (*Leistung*), la préoccupation première des organisateurs de cette importante permutation de population fut de sélectionner une population qui non seulement réponde aux critères ethniques définis mais qui, de plus en plus, soit en mesure de participer par son travail à l'effort économique auquel la guerre contraignait le Reich.

Le travail d'Alexa Stiller n'est pas seulement extrêmement riche en informations sur les pratiques d'inclusion et d'exclusion mises en œuvre par l'Allemagne dans les territoires annexés; l'accent mis sur le principe de délégation comme mode de gestion et sur la qualité technique d'un encadrement souscrivant totalement aux objectifs idéologiques du national-socialisme permet de mieux comprendre l'efficacité de l'appareil créé par Heinrich Himmler et apporte des éclaircissements essentiels sur les conditions de possibilité de la politique national-socialiste.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97177](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97177)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Voir parmi les comptes rendus de ses livres dans »Francia Recensio« celui de sa dernière publication monographique: Johann Chapoutot, [Libres d'obéir. Lemanagement, du nazisme à aujourd'hui](#), Paris (Gallimard) 202.

Valérie Tesnière, Au bureau de la revue. Une histoire de la publication scientifique (XIX^e–XX^e siècle), Paris (Éditions de l'EHESS) 2021, 103 p. (En temps & lieux, 103), ISBN 978-2-7132-2880-3, EUR 25,80.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Matthias Middell, Matthias

Die Ambition dieses Buches ist enorm: Es deckt mehr als zwei Jahrhunderte der wissenschaftlichen Zeitschriftenentwicklung ab, es betrachtet Zeitschriften aus den verschiedenen Perspektiven der Autorenschaft, des Wissenschaftssystems, der Leserschaft und natürlich auch aus der Perspektive der Verleger. Zwar ist eine Konzentration auf den französischen Zeitschriftenmarkt unverkennbar, aber die Betrachtungen zu den angelsächsischen University Presses und dem holländischen Giganten Elsevier sind mehr als Ausflüge ins Transnationale. Inspiriert ist die Studie von der reichen Tradition der Buchgeschichte seit Jean-Henri Martin und Roger Chartier einerseits und der Kultur- und Sozialgeschichte der Wissensproduktion in der Nachfolge des kürzlich verstorbenen Daniel Roche andererseits.

Die Darstellung ist im Wesentlichen chronologisch und setzt mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, als Zeitschriften zu einem außerordentlich wichtigen Medium der Zirkulation neuer Ideen, aber vor allem auch Ort des Austausches über solche Ideen und der Prüfung ihrer Validität wurden. Seitdem sind sie über alle Wandlungsprozesse ihrer Form, ihrer Zugänglichkeit und ihrer inneren Organisation in diesen Funktionen nicht mehr wegzudenken aus der kollektiven akademischen Wissensproduktion und bilden einen durchaus attraktiven Markt für Verleger, der allerdings seine Tücken hat, wie man an vielen Episoden des Scheiterns nachvollziehen kann.

Nun trifft allerdings die Ambition des Buches, die an die früheren *thèses d'État* in Frankreich erinnert, als häufig der größere Teil der intellektuellen Karriere in die Produktion sehr umfassender Werke investiert wurde, auf geänderte Rahmenbedingungen eben dieser akademischen Produktion. Die großen Habilitationsschriften erscheinen nicht mehr zeitgemäß, ihre offizielle Abschaffung und die Ersetzung durch ein wesentlich kürzeres und früher in der Karriere zu verfassendes zweites Buch treffen gleichwohl auf fortdauernd hohe Erwartungen an das zu behandelnde Sujet, zu denen in den letzten Jahren neue hinzugetreten sind, die sich vor allem auf die Überschreitung des nationalen Rahmens der jeweiligen Untersuchung beziehen.

Valérie Tesnière, Forschungsdirektorin an der EHESS und Autorin eines äußerst lesenswerten Buches über den Verlag Quadrige zwischen 1860 und 1968 (PUF, 2001), löst das resultierende Problem auf eine für meinen Geschmack nicht ganz befriedigende Weise. Der Begriff der »bibliographie matérielle« gibt ihr zunächst



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

einen methodischen Ausgangspunkt, der zur Analyse der Zeitschriften selbst, ihrer Gliederung in Rubriken, ihrer Modi der Auswahl von Texten und ihrer technischen Herstellung einlädt. Dies erlaubt, von einzelnen Disziplinen und ihren Zeitschriften abzusehen und allgemeinere Trends zu postulieren. Allerdings führt dieses Vorgehen auch dazu, dass die Verfasserin in den überreichen Fundus der Beispiele greift und ihre jeweiligen Schlussfolgerungen pro Zeitabschnitt lediglich illustriert, aber kaum systematisch belegt.

Dieses Hüpfen von Fall zu Fall macht das Buch zu einer Fundgrube anekdotischer Evidenz, die man mit großem Vergnügen und erheblichem Gewinn liest, aber es bleiben eben auch Lücken, die nicht markiert, sondern mit großen Pinselstrichen überdeckt werden. Besonders fällt dies für die Zeit nach 1945 auf, wo drei Seiten genügen müssen, um das Modell der britischen und amerikanischen Universitätsverlage zu erklären, woraufhin französische Initiativen auf weiteren sechs Seiten folgen, an die sich im nächsten Kapitel wiederum Reflexionen über die Zeitschriftenstrategien der Verlage Elsevier und Masson anschließen. All dies ist im Einzelnen hochinteressant, aber es fügt sich weder zu einer transnationalen Einbettung der französischen Verlagsstrategien noch zu einer globalen Typologie der Umgangsweisen mit dem wissenschaftlichen Zeitschriftenwesen. Für jedes dieser beiden Ziele hätte es vermutlich deutlich mehr Platz und wahrscheinlich auch Forschungszeit gebraucht.

So bleibt der Eindruck nach der Lektüre dieses Bandes zwiespältig. Einerseits handelt es sich um eine sehr gut belegte und in vielen Beobachtungen hochinnovative Studie, die das Thema in einer so anregenden Weise erschließt, dass klar wird, warum sich heute so viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dem Diktat des Peer Review und der Messung von Zeitschriften-Impact unterwerfen, warum es für manche so ein hochprofitables Geschäft ist, Zeitschriften zu verlegen, und warum Staaten so lange gezögert haben, sich der Plünderung ihrer Bibliotheksetats durch prohibitive Preispolitiken für die wissenschaftlichen Zeitschriften entgegenzustellen. Dies alles hat eine komplexe Geschichte und viele Aspekte dieser Geschichte präsentiert uns die Autorin in einer sehr angenehm zu lesenden Sprache. Wir lernen auch viel über die stete Wandlungsbereitschaft der Akteure, die an der Produktion von Zeitschriften beteiligt sind, wenn neue Technologien, neue Verbreitungswege (etwa im Zuge der Dekolonisierung) und neue Publika erkennbar wurden. Die wissenschaftlichen Zeitschriften haben seit dem 18. Jahrhundert einen langen Parcours absolviert und doch sind viele Muster besser verstehbar, wenn wir auf ihre Geschichte zurückblicken. Andererseits kann man das Buch auch als eine geballte Aufforderung lesen, den manchmal nur am Einzelbeispiel gestreiften Phänomenen künftig vertieft und in einem tatsächlich transnationalen Vergleich nachzugehen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gertrud Woltmann, Meine Lieben daheim! Briefe aus Paris 1940–1944, hg. von Corinna von List, Dorothea Garcia-Cerro, Berlin (Lukas Verlag) 2022, 350 S., ISBN 978-3-86732-409-0, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Julika Badstieber-Waldt, Paris

Feldpostbriefe gehören spätestens seit der Hinwendung der Militärgeschichte zur Alltagsgeschichte zu ihrem festen Quellen-Repertoire. Und doch gibt es noch immer Glücksfunde. Ein solcher ist Corinna von List gelungen. Im Berliner Archiv »Museumsstiftung Post und Telekommunikation« entdeckte die selbstständige Historikerin den privaten Nachlass der zwischen 1940 und 1944 im besetzten Paris eingesetzten Nachrichtenhelferin des Heeres Gertrud Woltmann. Der Fund ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Zum einen aufgrund seines Umfangs – er enthält Hunderte Selbstzeugnisse –, zum anderen aufgrund seiner Laufzeit über die gesamte Besatzungsdauer. Von List und der pensionierten Lehrerin Dorothea Garcia-Cerro ist es zu verdanken, dass ein Teil des Nachlasses heute in gedruckter Form vorliegt. Dabei handelt es sich um eine kommentierte Edition zahlreicher Feldpostbriefe und eines Tagebuchs Woltmanns aus dem Zweiten Weltkrieg. Im Zuge ihrer Recherchen gelang es beiden mit der mittlerweile hochbetagten Dame und ihrer Familie in Kontakt zu treten. So konnte der Band mit Hintergrundinformationen aus einem Interview und Hunderten Fotografien aus dem Familienbesitz angereichert werden.

Der Band gliedert sich nach einer Einleitung mit einer kurzen Biografie in zwei Teile. Der erste und mit 270 Seiten wesentlich umfangreichere Teil (S. 18–297) ist den Briefen Woltmanns in chronologischer Folge gewidmet. Sie werden von Kommentaren begleitet, die Details auch für Nichtspezialisten gut zugänglich machen. Da Woltmann ungewöhnlicherweise über die gesamte Kriegszeit in Paris stationiert blieb und sich durchweg ihrer Familie mitteilte, weisen die Briefe eine außergewöhnliche Kontinuität auf. Leider sind auch sie nicht das Abziehbild der Vergangenheit, das sich wohl jede Historikerin und jeder Historiker wünscht. Was wir lesen, ist vielfachen Einschränkungen wie der Zensur und Selbstzensur unterworfen. »Dazu möchte ich aber weiter nicht viel sagen, so etwas macht man besser mündlich ab«, schrieb Woltmann bezüglich der »politischen Lage« (S. 257). Sie lehnte den Krieg offen ab, mied Veranstaltungen mit »Tendenz« (S. 214) und übernahm nur selten militärischen Duktus. Die genaue Einstellung der fest im christlichen Glauben verwurzelten jungen Frau lässt sich aber nur erahnen. Details zu ihrer Arbeit, zur Sicht auf die Besatzung oder zu ihrem Wissen über Militärisches verlor sie wenig. Auch ausführliche Äußerungen zur Lage der Bevölkerung sucht man vergebens, wiewohl Woltmann deutliche Sympathie für Menschen, Kultur und Land erkennen ließ.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Das lag vermutlich nicht nur an der Zensur, sondern auch an ihrem Bewegungsradius. Denn bei der Lektüre fällt auf, wie stark sich die Nachrichtenhelferin offenbar unter ihresgleichen bewegte. Auch der Adressat oder die Adressatin muss als Filter mitgelesen werden. Gewiss überlegte Woltmann genau, was sie schrieb, z. B. an ihre Mutter, die auf Sicherheit und Ruf der Tochter bedacht war, oder an ihren Vater, seinerseits evangelischer Pfarrer. »Ihr dürft wirklich ganz ruhig sein und braucht Euch keine Sorgen zu machen« (S. 251), formulierte sie ein wohl durchgängiges Motiv hinter der gesamten Briefserie.

So erhält der/die Interessierte also einen (auszughaften) Einblick in das Leben einer Nachrichtenhelferin bei ihrem Auslandseinsatz, über die, wie von List zurecht anmerkt, in der Tat bislang wenig Forschung vorliegt. Zwar finden sich die Themen – Unterbringung, Versorgung, Schichtdienste, Urlaubsmöglichkeiten und das Wetter – auch in vielen anderen Feldpostbriefen. Was Woltmanns Briefe interessant macht, ist aber gerade die Sicht auf diese Themen, die Perspektive einer jungen Frau in einer von Männern und männlichen Idealen dominierten Welt militärischer Ordnung, der Wehrmacht. Und natürlich ihr Einsatzort. Denn Paris glich mitnichten anderen Orten im Zweiten Weltkrieg. Immer wieder thematisierte sie die Unterschiede zwischen ihrer Situation, wie sie meinte »fern allen Kriegsgeschehens (...)« (S. 216), und jener, die, wie sie glaubte, in der Heimat oder an der Front vorherrschte. Die französische Hauptstadt kam Woltmann trotz Besatzung anfangs vor wie ein sich erfüllender »Traum« (S. 25). Ihre Sorgen galten daher nicht der eigenen Gefährdung, sondern der ihrer Familie. Sie beschäftigten Themen des Alltäglichen wie der Mangel an bezahlbarer Kleidung für ihre Uniformierung, der vielfache Umzug in neue Quartiere und das permanent drohende »Gespenst der Versetzung« (S. 236). Viel liest sich auch über ihre Freizeitgestaltung. So bereiste sie Orte in und um Paris, engagierte sich stark im Chor und in der Wehrmachtsgemeinde. Interessant sind ihre Berichte von der »Freiheit« des lebendigen religiösen Lebens vor Ort (S. 225). So spiegeln die Briefe auch die Gedankenwelt einer deutschen Protestantin Anfang zwanzig, die aus der Ferne die Situation der Kirchen in Deutschland und die zunehmende Säkularisierung beklagt, sich mitunter aber auch in fatalistischen Formulierungen über Kriegsschrecken hinwegzutrusten sucht.

Vereinzelte fremd anmutende Beschreibungen von Kriegsszenen im letzten Besatzungsjahr (S. 202, 218, 221) verdeutlichen, dass Gewalt erst mit dem Näherrücken der Front 1944 zum alltäglichen Phänomen in Woltmanns Pariser Leben wurde. Die Laufzeit der Briefe ermöglicht Einblicke in den Wandel bestimmter Motive, etwa den erstarkenden Wunsch nach einem Ende des Krieges oder den veränderten Bezug zum Einsatzort in Folge vermehrter Abschiede von den Eltern nach Heimaturlauben. Der letzte Brief datiert vom 15. März 1945, an dem sich Woltmann nach dem Rückzug aus Frankreich und mehrmaligen Versetzungen schließlich mit ihrem Stab im Ruhrgebiet befindet.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97180](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97180)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hier setzt der zweite Teil des Bandes an. Er ist den Tagebucheinträgen 1945/1946 gewidmet und fungiert mit 34 Seiten eher als Ergänzung (S. 299–333). Die Einträge ähneln den Briefen, sind aber freier in Bezug auf politische Äußerungen und emotionale Innenansichten. Die Irrfahrten ihrer Dienststelle durch das Rheinland und Ruhrgebiet, Zerstörungen durch den Krieg, Versorgungs- und Unterbringungsfragen, die Angst vor dem Aufeinandertreffen mit dem »Feind« und vor der ungewissen Zukunft sind vorherrschende Themen. Die Sorge um ihre Angehörigen bleibt zentrales Motiv. Am 14. April 1945 wurde Woltmann aus der Wehrmacht entlassen. Angesichts der Rückkehr nach Hause spiegeln sich Freude, Hoffnung auf ein wiedererstarkendes Gemeindeleben und die Suche nach beruflicher und privater Orientierung. Die Einträge geben Einblick in Woltmanns Erleben und Deutung der »letzten wilden Wochen« des Krieges (S. 321), seines Endes und der zweiten Jahreshälfte 1945. Der Idee einer »Stunde Null« entsprechen sie wohl nur bedingt.

Der Band bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für die historische Forschung. Sowohl Militär- und Kirchengeschichte als auch Besatzungsforschung und Gender Studies werden ihn mit Interesse aufnehmen. Bisweilen scheint die große Sympathie der Herausgeberinnen für Woltmann durch. Interessant wäre eine Erweiterung durch einen einordnenden Essay zur Besatzungsgeschichte aus französischer Perspektive gewesen, nicht nur zur Kontrastierung, sondern auch, um der transnationalen Dimension des Einsatzes der Nachrichtenhelferin weiter Rechnung zu tragen.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2023.2.97180](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.2.97180)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)